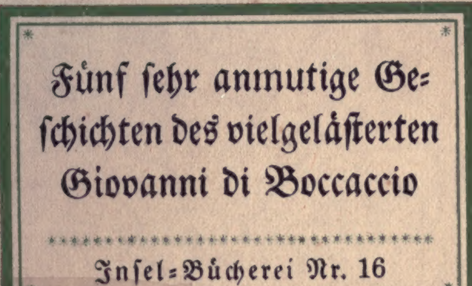
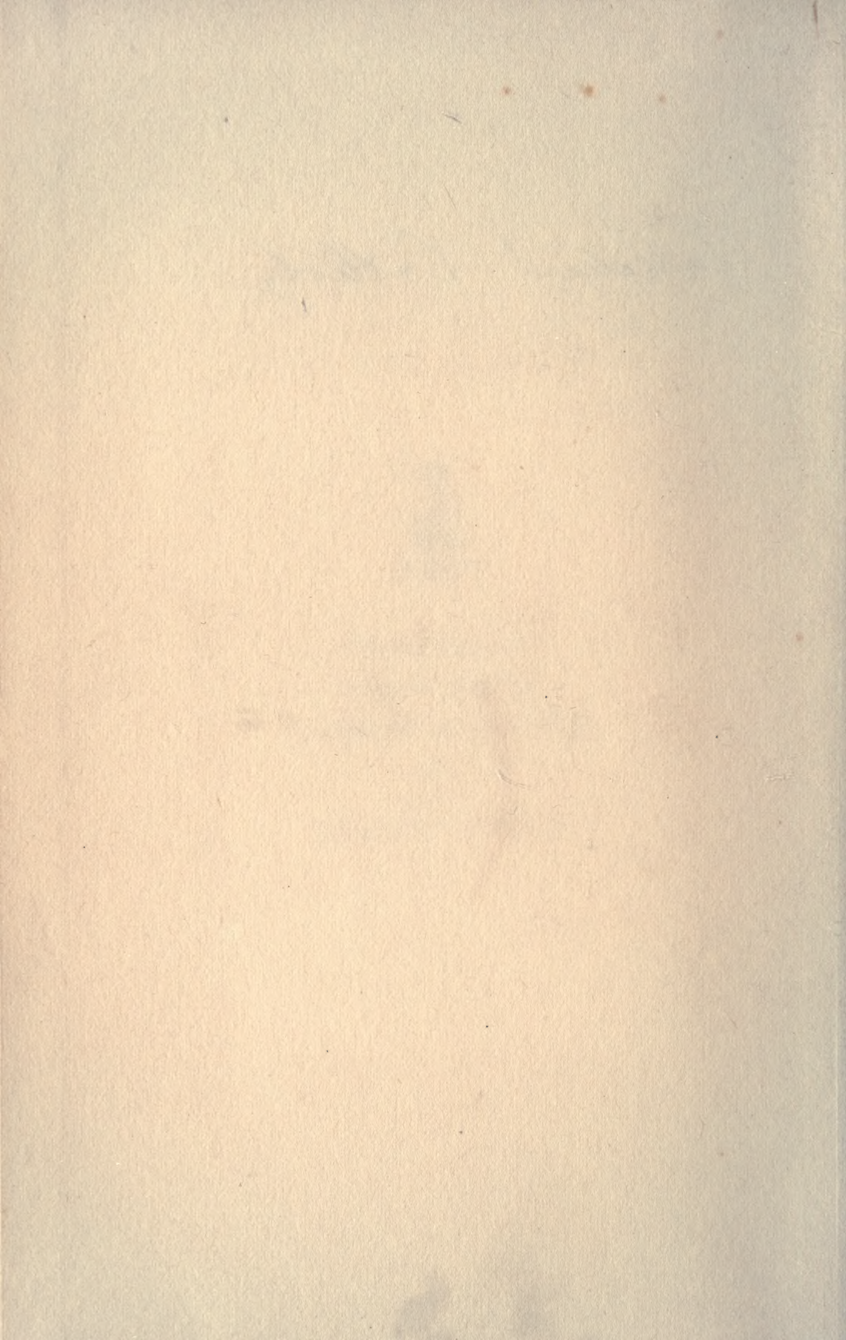


Fünf sehr anmutige Geschichten des vielgelästerten Giovanni di Boccaccio

Insel-Bücherei Nr. 16

Eckhard Catholy





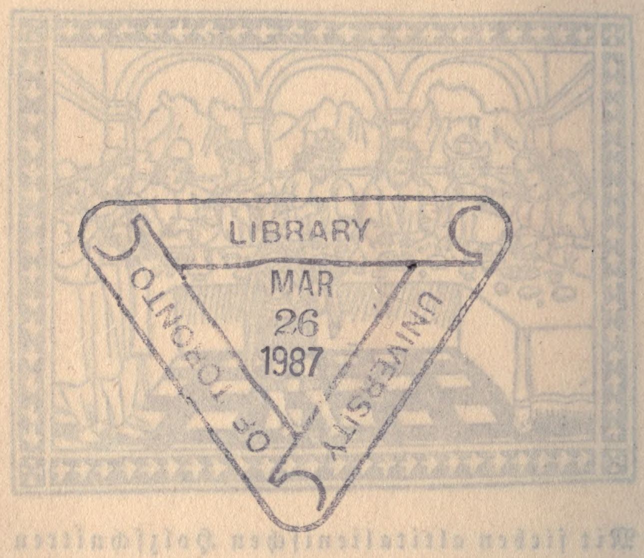


Fünf sehr anmutige Geschichten des vielgelästerten Giovanni di Boccaccio aus Certaldo



Mit sieben altitalienischen Holzschnitten und einem Aufsatz von Friedrich Schlegel

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Die Geschichte von Griselda



Es ist schon lange her, daß das Haupt des Hauses der Markgrafen von Saluzzo ein junger Mann war, Gualtieri geheißen, der, ohne Weib und Kind hausend, seine Zeit mit nichts anderm verbrachte als mit der Vogelbeize und der Jagd; ein Weib zu nehmen und Kinder zu zeugen, hatte er keinen Gedanken, was nicht so unvernünftig war. Seine Leute, denen das nicht recht war, baten ihn zu often Malen, ein Weib zu nehmen, damit nicht er ohne Erben bleibe und sie ohne Herrn; sie erboten sich auch, ihm ein solches und von solchen Eltern abstammendes Fräulein ausfindig zu machen, daß er alle Zuversicht haben und sich wohl zufrieden geben könne. Gualtieri antwortete ihnen: „Meine lieben Freunde, ihr nötigt mich zu etwas, was ich nie und nimmer zu tun entschlossen war in der Überlegung, was für ein schweres Ding es ist, eine ausfindig zu machen, die sich ganz zum

eigenen Wesen schickt, und wie häufig das Gegenteil ist und wie hart das Leben dessen ist, der an eine gerät, die sich nicht zu ihm schickt. Und daß ihr sagt, ihr glaubtet, aus der Art der Eltern die der Töchter zu erkennen, woraus ihr ableitet, ihr würdet mir eine solche geben, daß sie mir gefällt, das ist eine Torheit: denn ich wüßte nicht, woher ihr die Väter oder wie ihr die Heimlichkeiten der Mütter kennen könntet; und wenn ihr sie schon kenntet, so sind doch die Töchter gar häufig den Eltern unähnlich. Weil es euch aber beliebt, mich mit diesen Ketten zu fesseln, so schicke ich mich meinetwegen drein; und damit ich mich, wenn es schlimm ausgeht, über niemand sonst zu beklagen habe als über mich, so will ich mir sie selber aussuchen, sage euch aber das eine: Wenn ihr die, die ich nehme, nicht als Herrin ehren werdet, so werdet ihrs zu euerm großen Schaden erfahren, wie schwer es mir ist, gegen meinen Willen auf euere Bitten ein Weib genommen zu haben." Die wackern Leute antworteten, sie seien es zufrieden, nur möge er sich entschließen, ein Weib zu nehmen. Seit langem hatte Gualtieri sein Wohlgefallen an dem Gehaben eines armen jungen Mädchens, die aus einem Dorfe nahe bei seinem Hause war, und da sie ihn auch sehr schön deuchte, glaubte er, mit ihr recht glücklich leben zu können; ohne daher weiter zu suchen, nahm er sich vor, sie zu heiraten: er ließ ihren Vater rufen und kam mit ihm, der ein ganz armer Mann war, überein, sie zum Weibe zu nehmen. Hierauf versammelte er alle seine Freunde aus der Landschaft um sich und sagte zu ihnen: „Meine lieben Freunde, euer Wille war und ist es, daß ich mich entschlösse, ein Weib zu nehmen, und ich habe mich dazu entschlossen, mehr euch zuliebe, als daß ich ein Verlangen nach einem Weibe gehabt hätte. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nämlich mit einer jeden, wer immer

die sei, die ich nähme, zufrieden zu sein und sie als Herrin zu ehren; jetzt ist die Zeit da, wo ich im Begriffe bin, euch mein Versprechen zu halten, und wünsche, daß ihr mir das eurige haltet. Ich habe, hier ganz in der Nähe, ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, die beabsichtige ich, zum Weibe zu nehmen und binnen wenigen Tagen heimzuführen; denkt also daran, wie das Hochzeitsfest prächtig zu rüsten sei und wie ihr sie ehrenvoll empfangen könnet, damit ich mich wegen euers Versprechens ebenso zufrieden geben kann, wie ihr euch wegen des meinigen." Die guten Leute antworteten alle voller Freude, das sei ihr Wunsch, und sie würden sie, sei sie, wer sie wolle, als Herrin hinnehmen und in allen Stücken als Herrin ehren. Hierauf trafen sie allesamt alle Anstalten, das Fest schön und groß und fröhlich zu machen, und dasselbe tat Gualtieri. Er ließ die Hochzeit gar groß und schön ausrichten und viele Freunde und Verwandte und vornehme Edelleute und andre aus der Umgegend einladen. Und er ließ auch mehrere schöne und reiche Kleider zuschneiden und anfertigen nach dem Maße eines jungen Mädchens, die ihn den Wuchs der Jungfrau zu haben deuchte, die er sich zu freien vorgenommen hatte; und überdies beschaffte er Gürtel, Ringe und eine köstliche und prächtige Krone und alles, was eine Braut braucht. Und als der Tag gekommen war, den er für die Hochzeit bestimmt hatte, stieg Gualtieri etwa anderthalb Stunden nach Sonnenaufgang zu Pferde und mit ihm alle, die ihn zu ehren gekommen waren; und nachdem er alles nötige angeordnet hatte, sagte er: „Ihr Herren, es ist Zeit, die Braut einzuholen." Und er machte sich mit seinem ganzen Geleite auf den Weg, und sie ritten in das Dörfchen. Und als sie zu dem Hause ihres Vaters gekommen waren, trafen sie das Mädchen, wie sie

eben mit Wasser vom Brunnen zurückkam; sie war in großer Hast, weil sie nachher mit andern Frauenzimmern gehn wollte, um die Braut Gualtieris kommen zu sehn. Kaum ersah Gualtieri sie, so rief er sie bei ihrem Namen Griselda und fragte sie, wo der Vater sei; sie antwortete verschämt: „Herr, er ist im Hause.“ Nun saß Gualtieri ab, befahl allen, ihn zu erwarten, und trat allein in das armselige Häuschen; dort fand er ihren Vater, der Giannucolo hieß, und zu dem sagte er: „Ich bin gekommen, um Griselda zu freien; vorher möchte ich aber noch von ihr einiges in deiner Gegenwart hören.“ Und er fragte sie, ob sie sich, wenn er sie zum Weibe nehme, immerdar befleißigen wolle, ihm willfährig zu sein und sich nichts, was er tun oder sagen werde, verdrießen zu lassen, und ob sie gehorsam sein werde und um viele ähnliche Dinge; sie antwortete immer mit ja. Nun nahm sie Gualtieri bei der Hand, führte sie hinaus und ließ sie vor seiner Begleitung und, wer sonst noch da war, nackt auskleiden; und nachdem er die auf seinen Befehl angefertigten Kleidungsstücke hatte bringen lassen, ließ er sie alsbald bekleiden und beschuhen und auf ihr Haar, so wirr wie es war, eine Krone setzen. Darob verwunderte sich jedermann, und er sagte: „Ihr Herren, das ist die, die mein Weib sein soll, wenn sie mich zum Manne haben will.“ Dann wandte er sich zu ihr, die, über sich selber verschämt, nicht wußte, wie ihr geschah, und sagte: „Griselda, willst du mich zum Manne?“ Sie antwortete: „Ja, Herr,“ und er sagte: „Und ich will dich zum Weibe.“ Und er verlobte sich vor allen Leuten mit ihr. Und er ließ sie einen Zelter besteigen und führte sie mit ehrenvollem Geleite heim. Dort wurde mit großem Gepränge das Beilager gehalten, und die Festlichkeiten waren nicht anders, als wenn er die Tochter des Königs von Frankreich ge-

nommen hätte. Die junge Frau schien mit den Kleidern zugleich auch Sinn und Wesen gewechselt zu haben. Sie war, wie wir gesagt haben, schön an Gestalt und Antlitz, und so schön, wie sie war, so einnehmend, so liebenswürdig und so gewandt wurde sie jetzt in ihrem Benehmen, daß sie nicht die Tochter Giannucolos und einer Schafhirtin, sondern die eines edeln Herrn zu sein schien; das nahm alle wunder, die sie vorher gekannt hatten. Und zudem war sie ihrem Manne so gehorsam und zuvorkommend, daß er sich für den glücklichsten und zufriedensten Menschen auf der Welt hielt; und mit seinen Untertanen war sie so freundlich und leutselig, daß es niemand gab, der sie nicht mehr als sich selbst geliebt und ihr nicht willig alle Ehrerbietung erwiesen hätte: alle beteten für ihr Wohl und ihr Glück und ihre Erhebung, und die, die stets gesagt hatten, Gualtieri habe unweislich gehandelt, daß er sie zum Weibe genommen, sagten nun, daß er der weiseste und scharfsichtigste Mensch der Welt gewesen sei, weil es niemand sonst als er vermocht hätte, die hohen Tugenden unter der dürftigen Hülle und der bäuerischen Tracht zu erkennen. Und sie verstand sich so zu benehmen, daß nicht nur in ganz kurzer Frist in ihrer Markgrafschaft, sondern auch, ehe viel Zeit verstrichen war, allenthalben von ihrer Vortrefflichkeit und ihrer Zucht gesprochen wurde, und was etwa gegen ihren Gatten gesagt worden war, als er sie gefreit hatte, das wandte sich nun ins Gegenteil. Sie war noch nicht lange in Gualtieris Hause, als sie schwanger wurde; und zu der Zeit gebar sie eine Tochter, und darüber war Gualtieri ganz glücklich. Bald darauf aber kam ihm ein seltsamer Gedanke in den Sinn, nämlich der, ihre Willfährigkeit mit langer Erprobung und harten Prüfungen versuchen zu wollen. Er fing damit an, sie mit Worten zu

kränken, indem er in gespielter Erregung zu ihr sagte, seine Leute seien schlecht zufrieden mit ihr wegen ihrer niedrigen Abstammung, und besonders jetzt, wo sie sähen, daß sie ihm Kinder bringe; und wegen der Tochter, die sie geboren habe, täten sie mißvergnügt nichts sonst als murren. Auf diese Worte hin sagte die Frau, ohne ihr Gesicht oder ihre guten Vorsätze irgendwie zu ändern: „Mein liebster Herr, tu mit mir, wie du glaubst, daß es deiner Ehre und deiner Ruhe förderlich ist; ich werde mit allem zufrieden sein, weil ich erkenne, wie gering ich gegen sie bin und daß ich der Ehre nicht wert war, zu der du mich in deiner Gnade erhoben hast." Diese Antwort freute Gualtieri ungemein, weil er daraus erkannte, daß sie keineswegs stolz geworden war über die Ehre, die er oder andre ihr erwiesen hatten. Kurze Zeit darauf schickte er, nachdem er ihr mit allgemeinen Worten mitgeteilt hatte, seine Untertanen könnten ihr Mägdlein nicht leiden, einen Diener, dem er seine Weisungen erteilt hatte, zu ihr, und der sagte ihr mit gar betrübtem Gesichte: „Madonna, wenn ich nicht sterben will, muß ich tun, was mir mein Herr befiehlt. Er hat mir befohlen, Euer Töchterchen zu nehmen und . . ."; und mehr sagte er nicht. Als die Frau diese Worte hörte, das Gesicht des Dieners sah und sich der gesagten Worte erinnerte, begriff sie, daß er den Auftrag hatte, das Kind zu töten; und so nahm sie es aus der Wiege und küßte und segnete es und legte es, ohne trotz ihrer Herzenspein das Gesicht zu verändern, dem Diener in den Arm und sagte: „Nimm sie und tu pünktlich, was dir dein und mein Herr aufgetragen hat; laß sie aber nicht so, daß sie die Tiere und die Vögel fressen, es sei denn, er hätte dir das befohlen." Der Diener nahm das Mägdlein und meldete Gualtieri, was die Frau gesagt hatte; staunend über ihre Standhaftigkeit schickte

ihn Gualtieri mit der Kleinen zu einer Muhme von ihm nach Bologna und ließ sie bitten, sie mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne jemals zu sagen, wessen Tochter sie sei. Darauf geschah es, daß die Frau von neuem schwanger wurde, und zur gehörigen Zeit genas sie eines



Knaben, dessen Gualtieri herzlich froh war. Weil ihm aber das, was er getan hatte, nicht genügte, so verwundete er die Frau mit größerer Kränkung und sagte eines Tages erregten Angesichts zu ihr: „Frau, seit du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen, so bitter beschweren sie sich darüber, daß nach mir ein Enkel Giannucolos ihr Herr sein soll; darum fürchte ich, daß mir, wenn ich nicht des Landes vertrieben werden will, nichts übrig bleibt, als dasselbe zu tun, was ich das andre Mal getan habe, und schließlich noch dich zu lassen und ein ander

Weib zu nehmen.“ Geduldigen Mutes hörte ihn die Frau an und erwiderte nichts als: „Mein liebster Herr, sorge, deine Ruhe zu gewinnen und deiner Wohlmeinung zu genügen; um mich kümmere dich in keiner Weise, weil mir ja doch nichts teuer ist, außer soweit ich sehe, daß es dir recht ist.“ Nach wenigen Tagen schickte Gualtieri in derselben Art, wie um die Tochter, um den Sohn und schickte ihn, indem er vorgab, er habe ihn in gleicher Weise töten lassen, ebenso wie das Mägdlein zur Erziehung nach Bologna; dazu machte die Frau weder ein andres Gesicht, noch andre Worte, als wegen des Mägdleins, so daß sich Gualtieri baß verwunderte und sich selber gestand, daß kein andres Weib so handeln könnte wie sie: und hätte er nicht gesehn gehabt, wie zärtlich sie mit den Kindern gewesen war, solange ihm das recht war, so hätte er, anstatt die Weisheit ihres Handelns zu erkennen, wie er jetzt tat, geglaubt, sie handle so aus Gleichgültigkeit. Seine Untertanen, die wirklich glaubten, er habe die Kinder töten lassen, tadelten ihn bitter und schalten ihn einen Unmenschen und hatten mit der Frau das größte Mitleid; die aber sagte zu den Frauen, die mit ihr über die also getöteten Kinder wehklagten, nichts sonst, als daß ihr alles recht sei, was dem beliebe, der sie gezeugt habe. Als aber nach der Geburt des Mägdleins mehrere Jahre verstrichen waren, deuchte es Gualtieri an der Zeit, mit ihrer Duldsamkeit die letzte Probe anzustellen; und so sagte er gesprächsweise zu vielen von seinen Leuten, er könne es auf keine Weise mehr ertragen, Griselda zur Frau zu haben, und er sehe es ein, was für eine Jugendtorheit er begangen habe, sie zu nehmen, und daher wolle ers beim Papste nach Kräften betreiben, daß ihm der erlaube, ein andres Weib zu nehmen und Griselda zu lassen. Darob wurde er von manchem ehrlichen Manne hart

getadelt; er aber antwortete nur, es müsse so sein. Als die Frau davon vernahm, deuchte es sie, sie müsse darauf gefaßt sein, in das Haus des Vaters zurückzukehren und vielleicht wie einst die Schafe zu hüten und den Mann, dem sie nur sein Bestes wünschte, in den Armen einer andern zu sehn: und deshalb härmte sie sich innerlich; so wie sie aber die andern Unbilden des Schicksals ertragen hatte, so beschloß sie auch diese mit fester Stirn zu ertragen. Nicht lange darauf ließ Gualtieri seine gefälschten Briefe aus Rom kommen und redete seinen Untertanen ein, darin habe ihm der Papst erlaubt, ein andres Weib zu nehmen und Griselda zu lassen. Er ließ sie also vor ihn kommen und sagte in Gegenwart einer großen Versammlung zu ihr: „Frau, durch eine Vergünstigung, die mir der Papst gewährt hat, darf ich eine andre Frau nehmen und dich lassen; und weil alle meine Vorfahren große Edelleute und Herren in diesem Lande waren, während die deinigen immer Bauern waren, so will ich, daß du nicht mehr mein Weib seist, sondern in das Haus Giannucolos zurückkehrst mit dem Heiratsgute, das du mir zugebracht hast, und ich werde eine andre heimführen, die ich zu mir passend gefunden habe.“ Als die Frau diese Worte hörte, hielt sie nicht ohne die größte Anstrengung, größer, als es sonst die Art der Weiber zuläßt, die Tränen zurück und antwortete: „Herr, ich habe immer erkannt, daß sich mein niedriger Stand in keiner Weise zu Euerm Adel schickt, und das, was ich mit Euch gewesen bin, das habe ich als Euere und Gottes Gabe erkannt, habe es auch nicht wie ein Geschenk mir zu eigen gemacht oder so betrachtet, sondern es stets für etwas mir Geliehenes gehalten; es gefällt Euch, es zurückzufordern, und so muß es mir gefallen und gefällt mir, es Euch zurückzugeben: hier ist Euer Ring, womit Ihr

Euch mir vermählt habt; nehmt ihn. Ihr befehlt mir, das Heiratsgut, das ich Euch zugebracht habe, mitzunehmen: dazu braucht Ihr keinen Zahlmeister und ich weder einen Beutel noch ein Tragtier; es ist meinem Gedächtnis nicht entfallen, daß Ihr mich nackt genommen habt. Und dünkt es Euch ehrbar, daß der Leib, der die von Euch gezeugten Kinder getragen hat, von allen gesehn werde, so will ich nackt von hinnen gehn; doch ich bitte Euch, laßt es Euch zum Lohne für meine Jungfrauschaft, die ich Euch zugebracht habe und nicht wegtrage, gefallen, daß ich ein einziges Hemde über mein Heiratsgut mitnehmen darf." Gualtieri, dem das Weinen näher war als sonst etwas, behielt trotzdem sein finstres Gesicht bei und sagte: „So nimm denn ein Hemd mit." Alle, so viele ihrer da waren, baten ihn, ihr ein Kleid zu schenken, damit man nicht die, die dreizehn Jahre und noch länger sein Weib gewesen sei, so armselig und so schmählich aus seinem Hause fortgehn sehe, wie es zutreffe, wenn sie im Hemde fortgehe; aber ihre Bitten waren eitel: im Hemde, barfuß und barhäuptig ging Griselda, nachdem sie alle Gott befohlen hatte, aus dem Hause und kehrte unter den Tränen und Klagen aller, die sie sahen, zum Vater zurück. Giannucolo, der es nie hatte glauben können, Gualtieri werde seine Tochter in Wahrheit als Weib behalten, und dieses Ende tagtäglich erwartet hatte, hatte ihr die Kleider aufbewahrt, die sie an dem Morgen ihrer Vermählung mit Gualtieri abgelegt hatte; die brachte er ihr, und sie zog sie wieder an und machte sich, wie sie gewohnt gewesen war, an die geringen Arbeiten im väterlichen Hause; tapfern Mutes ertrug sie den wuchtigen Ansturm des feindlichen Geschickes. So, wie Gualtieri dies durchgeführt hatte, also redete er auch seinen Leuten ein, er habe eine Tochter eines Grafen von Panago ge-

nommen; und während er mit großem Gepränge zur Hochzeit rüsten ließ, schickte er um Griselda. Sie kam und er sagte zu ihr: „Ich führe nun die Frau heim, die ich neuerdings genommen habe, und gedenke, sie bei ihrer Ankunft zu ehren. Du weißt, daß ich keine Frauen im Hause habe, die die Zimmer auszuschmücken und die vielen Dinge, die ein derartiges Fest erfordert, zu besorgen verstünden: und weil du besser als jede andre Bescheid im Hause weißt, richte du alles her, wie es sich gehört, laß die Damen einladen, die du meinst, und empfange sie, als ob du hier die Frau wärest; nach der Hochzeit kannst du dann wieder heimgehn." Obwohl diese Worte Messerstiche waren für das Herz Griseldas, die ja der Liebe, die sie zu ihm trug, nicht so hatte entsagen können wie ihrem Glücke, antwortete sie: „Herr, ich bin willig und bereit." Und sie trat in ihrer schlechten, groben Kleidung in das Haus, aus dem sie vor kurzem im Hemde fortgegangen war, und begann die Zimmer zu säubern und in Ordnung zu bringen, ließ in den Sälen Wandteppiche befestigen und Decken auflegen, ließ die Küche bestellen und legte überall Hand an, als ob sie eine geringe Hausmagd gewesen wäre; und sie rastete nicht eher, als bis alles schmuck und in Ordnung war, wie es sich gehörte. Dann ließ sie im Namen Gualtieris alle Damen der Gegend einladen und traf die Anstalten zum Feste. Und als der Tag der Hochzeit gekommen war, empfing sie alle Damen, die dazu kamen, trotz ihrer armseligen Kleidung mit dem Mute und mit dem Anstande einer vornehmen Dame und mit heiterm Gesichte. Die Kinder Gualtieris waren in seinem Auftrage bei einer Muhme von ihm, die ins Haus der Grafen von Panago verheiratet war, sorgfältig auferzogen worden; das Mädchen, das schönste Wesen, das man je gesehn hatte, war jetzt zwölf

Jahre alt, der Knabe sechs. Nun hatte Gualtieri zu seinem Vetter nach Bologna geschickt und ihn gebeten, es möge ihm belieben, mit seiner Tochter und dem Sohne nach Saluzzo zu kommen und dafür zu sorgen, daß er ein schönes und ehrenvolles Geleite mitbringe, dabei aber allen zu sagen, er führe sie ihm als Gattin zu, ohne gegen irgend jemand irgend etwas verlauten zu lassen, wer sie sonst sei. Der Edelmann tat, wie ihn der Markgraf gebeten hatte, machte sich auf den Weg und kam nach einigen Tagen mit dem Mädchen und dem Brüderchen und einem edeln Geleite zur Essenszeit nach Saluzzo, wo er alle Einwohner und viele Leute aus der Nachbarschaft versammelt fand, um die neue Gemahlin Gualtieris zu erwarten. Als die nach ihrem Empfange durch die Damen in den Saal, wo die Tische aufgestellt waren, getreten war, ging ihr Griselda, so wie sie war, heiter entgegen und sagte: „Willkommen, meine Herrin!" Die Damen, die Gualtieri gar oft, aber umsonst gebeten hatten, er möge Griselda in einer Kammer bleiben lassen oder ihr eins von ihren frühern Kleidern leihen, damit sie nicht in einem solchen Aufzuge vor seinen Gästen erscheine, wurden zu Tische geführt, und man fing an, sie zu bedienen. Das Fräulein wurde von jedermann betrachtet, und alle sagten, Gualtieri habe einen guten Tausch getan; besonders aber lobte Griselda sie, sie und ihr Brüderchen. Nun hielt Gualtieri dafür, er habe von der Duldsamkeit seiner Frau so viel gesehn, wie er begehrt habe, weil er sah, daß die Wendung der Dinge sie nicht im geringsten veränderte, wobei er sicher war, daß das nicht von Beschränktheit herstammte, da er sie als sehr klug kannte; es schien ihm daher an der Zeit, all die Bitterkeit, die sie nach seiner Meinung unter der tapfern Miene verbarg, von ihr zu nehmen. Darum ließ er sie kommen und

sagte vor der ganzen Gesellschaft lächelnd zu ihr: „Was dünkt dich von unserer Braut?" „Herr," antwortete Griselda, „mich dünkt viel Gutes; und wenn sie, wie ich glaube, so klug ist wie schön, so zweifle ich nicht, daß Ihr mit ihr als der glückseligste Herr dieser Welt leben werdet. Aber ich bitte Euch, was ich nur kann, die Kränkungen, die Ihr der andern, die früher die Euere war, angetan habt, die tut dieser nicht an; denn ich glaube kaum, daß sie sie ertragen könnte, einmal weil sie jünger ist, und dann weil sie in Zärtlichkeit auferzogen ist, während die andere von klein auf in beständiger Mühsal gewesen ist." Als Gualtieri sah, daß sie fest glaubte, das Fräulein solle sein Weib sein, und daß sie trotzdem nichts sonst als Gutes von ihr sprach, ließ er sie an seiner Seite niedersitzen und sagte zu ihr: „Griselda, jetzt ist es Zeit, daß du die Frucht deiner langen Duldsamkeit verkostest und daß die, die mich für grausam und ungerecht und töricht gehalten haben, erkennen, daß ich alles, was ich getan habe, zu einem wohlbedachten Zwecke ins Werk gesetzt habe: dich wollte ich lehren, wie ein Weib sein soll, und die andern, wie man ein Weib nehmen und halten soll; und mir wollte ich eine beständige Ruhe schaffen, dieweil ich mit dir zu leben haben würde. Und darüber, ob mir das gelingen werde, war ich, als ich daran ging zu heiraten, in großer Furcht, und deswegen habe ich dich, um eine Probe anzustellen, so, wie du weißt, gekränkt und verletzt. Und weil ich nie bemerkt habe, daß du in Worten oder in Werken von meinen Wünschen abgewichen wärest, und weil ich glaube, bei dir all den Trost zu finden, den ich ersehnt habe, so will ich dir auf einmal wiedergeben, was ich dir auf mehrere Male genommen habe, und will die Kränkungen, die ich dir angetan habe, durch die größte Zärtlichkeit heilen. Und so

nimm denn die, die du für meine Braut hältst, und ihr Brüderchen als deine und meine Kinder hin; sie sind die, von denen du und viele Leute lange Zeit geglaubt habt, ich hätte sie grausam töten lassen, und ich bin dein Gatte, der dich über alles in der Welt liebt und der Meinung ist, sich rühmen zu können, daß es niemand gebe, der mit seiner Frau in gleicher Weise zufrieden sein könnte." Und nach diesen Worten fiel er ihr um den Hals und küßte sie, die vor Freuden weinte, und sie standen auf und gingen zu ihrer Tochter, die ganz erstaunt über das, was sie vernahm, dasaß, und umarmten sie und ihr Brüderchen zärtlich; und so wurden nicht nur die Kinder, sondern auch viele Anwesende ihres Wahnes entledigt. Die Damen standen froh vom Tische auf, gingen mit Griselda in eine Kammer, zogen ihr ihre Kleider mit besserer Vorbedeutung aus, legten ihr ein vornehmes Gewand von den ihrigen an und führten sie, die auch in Lumpen einer Dame geglichen hatte, als Dame in den Saal zurück. Da gabs denn ein wundersames Herzen mit den Kindern, und männiglich war dessen froh; der Jubel verdoppelte sich, und sie dehnten das Fest auf mehrere Tage aus. Gualtieris hohe Klugheit wurde anerkannt, wenn man auch die Proben, denen er seine Frau unterworfen hatte, für hart und unerträglich hielt; über alle aber wurde Griselda als ungemein klug gepriesen. Der Graf von Panago kehrte nach einigen Tagen nach Bologna zurück. Gualtieri enthob Giannucolo seiner Arbeit und setzte ihn als seinen Schwäher in einen solchen Stand, daß er sein Greisenalter ehrenvoll und friedlich verlebte bis zu seinem Ende. Und nachdem Gualtieri seine Tochter an einen hohen Herrn vermählt hatte, lebte er mit Griselda, die er immerdar nach Kräften ehrte, lange und glücklich. Was könnte man hier nun andres sagen,

als daß sich der göttliche Geist vom Himmel ebenso in die Hütten der Armen niedersenkt wie in die Paläste der Großen, die es oft mehr verdienen würden, Schweine zu hüten, als die Herrschaft über Menschen innezuhaben? Wer hätte noch außer Griselda nicht nur trockenen, sondern auch heitern Auges die harten und unerhörten Prüfungen Gualtieris ertragen können? Dem wäre es vielleicht nicht unrecht geschehn, wenn er an eine geraten wäre, die sich, wenn er sie im Hemde aus dem Hause gejagt hätte, von einem andern das Pelzchen hätte so striegeln lassen, daß das Hemd zu einem hübschen Kleide geworden wäre.

Die Geschichte von dem Falken des verarmten Ritters



Ihr sollt wissen, daß Coppo di Borghese Domenichi in unserer Stadt gelebt hat und vielleicht noch lebt, ein Mann, dem unsere Bürger viel Ehrfurcht und Wertschätzung bewiesen und der sich noch mehr durch seinen tugendhaften Lebenswandel, als durch den Adel seines Blutes auszeichnete und ewiges Andenken verdient, in seinen spätern Jahren oftmals sein Vergnügen darin fand, seinen Nachbarn und andern Leuten von vergangenen Dingen zu erzählen; und das wußte er besser und ordentlicher und mit treuerm Gedächtnis und zierlicher zu tun als irgendein anderer. Neben andern hübschen Geschichten pflegte er auch zu erzählen, daß in Florenz einmal ein edler Jüngling gewesen ist, Federigo di Messer Filippo Alberighi mit Namen, der in Waffentaten und ritterlichem Wesen vor jedem toskanischen Junker gepriesen worden ist.

Wie es nun edeln Männern zu geschehn pflegt, verliebte sich dieser Federigo, und zwar in eine adelige Frau, Monna Giovanna genannt, die zu ihren Zeiten als eine der schönsten und holdseligsten Damen in ganz Florenz galt; und um ihre Liebe zu erringen, fehlte er bei keinem Turnier und Lanzenbrechen, veranstaltete Feste und machte Geschenke und verschwendete sein Vermögen, ohne sich irgendwie eine Zurückhaltung aufzuerlegen. Sie aber, die nicht minder ehrbar als schön war, kümmerte sich weder um das, was ihretwegen geschah, noch um den, der es tat. Indem also Federigo einen Aufwand trieb, der über seine Verhältnisse ging und nichts erwarb, schwanden, wie es leichtlich geschieht, seine Reichtümer dahin, und er wurde so arm, daß ihm nichts sonst blieb als ein kleines Gütchen, von dessen Ertrage er in Dürftigkeit lebte, und außerdem noch ein Falke, der kaum in der Welt seinesgleichen hatte. Obwohl seine Liebe stärker war als jemals, begab er sich, weil er sah, daß er als Städter nicht mehr so, wie es sein Wunsch gewesen wäre, hätte leben können, nach Campi auf sein Gütchen. Indem er dort, wann er konnte, auf die Vogelbeize ging, trug er seine Armut mit Ergebung und ohne fremde Hilfe zu begehren. Zu der Zeit, wo Federigo schon also heruntergekommen war, geschah es eines Tages, daß der Gatte Monna Giovannas erkrankte und, weil er sein Ende herankommen sah, sein Testament machte: darin setzte er seinen schon ziemlich herangewachsenen Sohn zum Erben seines außerordentlichen Reichtums ein; und weil er Monna Giovanna herzlich geliebt hatte, bestimmte er, daß die Erbschaft, wenn sein Sohn ohne rechtmäßigen Erben sterben sollte, an sie überzugehn habe. Und dann starb er. Monna Giovanna, die also Witwe geworden war, begab sich, wie es bei unsern Damen Brauch ist, zum Sommeraufenthalte auf eine ihrer

Besitzungen, die ganz in der Nähe von Federigos Gütchen lag. Auf diese Weise geschah es, daß der Knabe mit der Zeit mit Federigo vertraut wurde und an den Hunden und am Federspiel Vergnügen fand: und da ihm der Falke Federigos, den er zu often Malen hatte fliegen sehn, ungemein gefiel, wünschte er ihn sehnlichst zu haben; weil er aber sah, daß ihm der Falke also teuer war, getraute er sich nicht ihn zu verlangen. Das dauerte eine Weile, bis es geschah, daß der Knabe erkrankte; darüber war die Mutter sehr bekümmert, weil er ihr einziges Kind war und sie ihn nach Kräften liebte, und sie blieb den ganzen Tag bei ihm, um ihm Mut zuzusprechen, und fragte ihn oftmals, ob es etwas gebe, wonach er verlange, indem sie ihn bat, ihr das zu sagen: wenn es nur überhaupt möglich sei, so werde sie es sicherlich zu bekommen trachten. Nachdem der Knabe diese Anerbietung zu often Malen vernommen hatte, sagte er: „Mutter, wenn Ihr es macht, daß ich den Falken Federigos bekomme, so glaube ich, werde ich auf der Stelle gesund werden.“ Als das die Dame hörte, war sie ein wenig betreten und begann nachzudenken, was sie tun solle. Sie wußte, daß Federigo sie lange geliebt hatte, ohne daß er je auch nur einen Blick von ihr erhalten hätte; darum sagte sie bei sich: „Wie könnte ich denn zu ihm schicken oder zu ihm gehn, um diesen Falken zu verlangen, wo der Falke nach dem, was ich gehört habe, der beste ist, der je geflogen ist, und ihm überdies seinen Unterhalt erwirbt? Und wie könnte ich so rücksichtslos sein, einem Edelmanne die einzige Freude zu nehmen, die ihm geblieben ist?“ Mit diesen Gedanken beschäftigt, gab sie ihrem Sohne, obwohl sie sicher war, daß sie den Falken bekäme, wenn sie ihn verlangte, keine Antwort, sondern schwieg. Endlich aber trug die Liebe zu ihrem Sohne den Sieg davon, so daß sie

sich, um ihn zufriedenzustellen, entschloß, nicht vielleicht um den Falken zu schicken, sondern selber zu gehn und ihn ihm zu bringen, und sie antwortete: „Tröste dich, Kind, und sieh zu, daß du gesund wirst; ich werde um ihn gehn und ihn dir bringen.“ Darüber freute sich der Knabe und wies noch an demselben Tage eine kleine Besserung auf. Am nächsten Morgen nahm seine Mutter eine Dame als Begleiterin und begab sich lustwandelnd zu dem Häuschen Federigos und ließ ihn rufen. Er war, weil an diesem Tage, so wie überhaupt damals, keine Zeit zur Vogelbeize war, in seinem Garten und ließ einige kleine Arbeiten ausrichten. Als er hörte, daß Monna Giovanna an der Tür um ihn fragte, lief er in hellem Staunen hin. Sie ging ihm, als sie ihn kommen sah, mit frauenhafter Liebenswürdigkeit entgegen und sagte auf seinen ehrfurchtsvollen Gruß: „Guten Morgen, Federigo!“ und dann fuhr sie fort: „Ich bin gekommen, um dir den Schaden zu vergelten, den du um meinetwillen gehabt hast, weil du mich mehr geliebt hast, als du es nötig gehabt hättest; und die Vergeltung ist die, daß ich mit meiner Begleiterin an deinem Mittagessen freundschaftlich teilzunehmen gedenke.“ Ehrerbietig antwortete Federigo: „Madonna, ich erinnere mich nicht, jemals um Euch einen Schaden empfangen zu haben, wohl aber so viel Gutes, daß ich, wenn ich je etwas wert war, das nur Euerm Werte verdanke und der Liebe, die ich zu Euch getragen habe. Und wahrlich, Euer großmütiger Besuch ist mir viel teuerer, als wenn ich von neuem in die Lage versetzt würde, so viel zu verschwenden, wie ich verschwendet habe; und daran ändert auch das nichts, daß Ihr zu einem armen Wirte gekommen seid.“ Und nach diesen Worten geleitete er sie beschämt in sein Haus und führte sie von dort in seinen Garten; und da er niemand andern hatte,

der ihr hätte Gesellschaft leisten können, sagte er: „Madonna, da niemand sonst hier ist, so wird Euch diese gute Frau, das Weib des Bauern da, Gesellschaft leisten, während ich gehe, um den Tisch besorgen zu lassen." Samt dem, daß seine Armut außerordentlich groß war, hatte er doch bis dahin nie gefühlt, in was für eine Not er dadurch geraten war, daß er seinen Reichtum in maßloser Weise verschwendet hatte; an diesem Morgen jedoch fühlte ers, weil er gar nichts fand, um die Dame zu bewirten, der zuliebe er unzählige Leute bewirtet hatte. In seiner Herzensangst lief er, sein Schicksal verfluchend, wie ein Unsinniger hin und her; aber er fand weder Geld noch etwas, was er hätte verpfänden können, und wollte sich auch, obwohl die Stunde schon spät war und trotz seinem großen Verlangen, die Dame mit irgend etwas zu bewirten, doch, von einem andern gar nicht zu reden, aber nicht einmal seinem Bauer entdecken: da fiel sein Blick auf seinen guten Falken, den er im Vorraume auf der Stange sitzen sah. Und da er auf nichts sonst zurückgreifen konnte, nahm er ihn und dachte, als er ihn fett fand, das sei eine würdige Speise für eine solche Dame. Darum drehte er ihm, ohne sich länger zu bedenken, den Hals um und ließ ihn rasch durch seine Magd rupfen, zurichten, an den Spieß stecken und sorgfältig braten; und nachdem er den Tisch mit schneeweißen Tüchern, deren ihm noch einige geblieben waren, gedeckt hatte, ging er freudigen Gesichtes wieder in den Garten zu der Dame und sagte ihr, daß das Mahl, so gut er es habe besorgen können, zubereitet sei. Darum erhoben sich die Dame und ihre Begleiterin und gingen zu Tische und aßen den guten Falken, ohne zu wissen, was sie aßen, und Federigo, der mit ihnen aß, bediente sie treulich. Und nachdem sie vom Tische aufgestanden waren und noch eine Weile in angenehmer Unter-

haltung verbracht hatten, schien es der Dame an der Zeit das zu sagen, weswegen sie hergekommen war, und sie begann zu Federigo liebenswürdig also zu sprechen: „Wenn du, Federigo, an dein vergangenes Leben zurückdenkst und an meine Ehrbarkeit, die du vielleicht für Hartherzigkeit und Grausamkeit gehalten hast, so zweifle ich nicht im mindesten, daß du über meine Vermessenheit wirst staunen müssen, wann du erst weißt, warum ich eigentlich hergekommen bin; wenn du aber Kinder hättest oder gehabt hättest, so daß es dir bekannt sein könnte, was für eine Gewalt die Liebe hat, die man zu ihnen trägt, so wäre ich sicher, daß du mich zum Teil entschuldigen würdest. Obwohl du nun keine Kinder hast, kann ich mich, die ich einen Sohn habe, doch nicht dem allgemeinen Gesetze der Mutterliebe entziehn, das mich, weil ich seiner Macht nachgeben muß, dazu zwingt, wider meinen Willen und wider alle Schicklichkeit und Pflicht von dir etwas als ein Geschenk zu heischen, was dir, wie ich weiß, überaus teuer ist und mit Recht teuer ist, weil dir dein unseliges Geschick sonst keine Freude, keine Lust, keinen Trost gelassen hat: und dieses Geschenk ist dein Falke, nach dem mein Knabe so lüstern ist, daß ich fürchte, die Krankheit, die er hat, würde sich, wenn ich ihn ihm nicht brächte, so sehr verschlimmern, daß ich ihn gar verlöre. Und darum bitte ich dich, nicht bei deiner Liebe zu mir, die dich ja zu nichts verhält, sondern bei deinem Edelsinn, den du in ritterlichem Tun vor allen andern bewährt hast, daß es dir belieben möge, ihn mir zu schenken, damit ich sagen könne, du habest meinem Sohne durch dieses Geschenk das Leben gerettet und ihn dir auf immer verpflichtet." Als Federigo hörte, was die Dame verlangte, und bedachte, daß er ihr damit nicht dienen konnte, weil er ihn ihr zu essen gegeben hatte, begann er vor ihr zu

weinen, ohne daß er nur mit einer Silbe hätte antworten können. Zuerst glaubte die Dame, dieses Weinen rühre von dem Schmerze her, daß er sich von seinem guten Falken trennen sollte, und war schon im Begriffe, zu sagen, sie verzichte darauf; dann aber enthielt sie sich dessen und wartete, bis Federigo zu weinen aufhören und ihr antworten werde, und der sagte: „Seit der Zeit, Madonna, wo es Gott gefallen hat, daß ich meine Liebe auf Euch richtete, habe ich in gar vielen Dingen die Widrigkeit des Schicksals empfunden und über das Schicksal geklagt; aber das waren alles Kleinigkeiten im Vergleiche zu dem, was es mir jetzt antut und weswegen ich mich wohl nimmer mit ihm aussöhnen kann, wenn ich bedenke, daß es mich jetzt, wo Ihr in mein armes Haus gekommen seid, das Ihr, solange es reich gewesen ist, keines Besuches gewürdigt habt, außerstande gesetzt hat, Euch das kleine Geschenk, das Ihr von mir wollt, zu geben: und warum das nicht sein kann, das will ich Euch in kurzem erzählen. Als ich gehört habe, Ihr wolltet in Euerer Gnade mit mir essen, hielt ich es in Anbetracht Euerer Erhabenheit und Trefflichkeit für würdig und geziemend, Euch nach meinem Vermögen mit einer köstlichern Speise zu bewirten, als es gemeiniglich bei andern Leuten geschieht; da ich mich nun des Falken, den Ihr von mir verlangt habt, und seiner Güte entsann, hielt ich ihn für eine Speise, die Euer würdig sei, und Ihr habt ihn heute morgen gebraten auf dem Teller gehabt. Und ich war der Meinung, ihn auf die beste Art verwandt zu haben; da ich aber jetzt sehe, daß Ihr ihn auf eine andere Weise begehrt hättet, ist mir das, daß ich Euch nicht damit dienen kann, so leid, daß ich mich darüber niemals trösten zu können glaube." Und nach diesen Worten ließ er ihr zum Zeugnis die Federn und die Fänge und den Schnabel bringen.

Als das die Dame sah und hörte, tadelte sie ihn zuerst, daß er einen solchen Falken getötet habe, um ihn einer Frau zu essen zu geben; dann aber rühmte sie bei sich selber seine Geistesgröße, die die Armut nicht zu beugen vermocht hatte und vermochte. Da ihr aber keine Hoffnung verblieb, den Falken zu bekommen, und sie daher um die Genesung ihres Sohnes besorgt zu werden begann, ging sie schwermütig weg und kehrte zu ihrem Sohne heim. Und es dauerte nicht viele Tage, als dieser, ob aus Schwermut darüber, daß er den Falken nicht haben konnte, oder weil die Krankheit auch sonst dieses Ende hätte nehmen müssen, zum größten Schmerze seiner Mutter aus dem Leben schied. Nachdem sie nun eine Zeitlang in Tränen und Bitterkeit verbracht hatte, wurde sie, weil sie eine außerordentlich reiche und noch junge Frau war, zu mehrern Malen von ihren Brüdern gedrängt, sich wieder zu verheiraten. Als sie sah, daß sie, obwohl sie nicht wollte, doch immer wieder bestürmt wurde, erinnerte sie sich der Trefflichkeit Federigos und seiner letzten großmütigen Handlung, daß er nämlich, um sie zu bewirten, einen solchen Falken getötet hatte, und sagte zu ihren Brüdern: „Am liebsten bliebe ich ja, wenn euch das recht wäre, unvermählt; wenn ihr aber darauf besteht, daß ich einen Gatten nehme, so werde ich wahrhaftig keinen andern nehmen als Federigo degli Alberighi.“ Darob verspotteten sie die Brüder und sagten: „Du Törin, was sagst du da für Zeug? Warum willst du ihn denn, wo er nichts auf der Welt hat?“ Aber sie sagte zu ihnen: „Ich weiß sehr wohl, meine Brüder, daß es so ist, wie ihr sagt, aber ich will lieber einen Mann ohne Reichtum, als Reichtum ohne einen Mann.“ Als die Brüder hörten, was für eine Gesinnung sie hatte, erfüllten sie ihren Wunsch, weil sie Federigo als einen trotz seiner Armut sehr ehrenwerten

Mann kannten, und gaben sie ihm samt allen ihren Reichtümern. Als sich Federigo als Gatte einer solchen und von ihm so heiß geliebten Frau und überdies als Herr eines gar großen Vermögens sah, hielt er nunmehr das Seinige besser zusammen und vollendete seine Jahre in Freuden mit ihr.

Die Geschichte von Guiscardo und Ghismonda



Tankred, Fürst von Salerno, war ein leutseliger Herr von gutmütigem Sinne – hätte er nur nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blute von Liebenden befleckt –, der zeitlebens-lang nur eine einzige Tochter hatte, und er wäre glücklicher gewesen, hätte er auch sie nicht gehabt. Die liebte er so zärt-lich, wie nur je ein Vater seine Tochter geliebt hat, und diese zärtliche Liebe war der Grund, daß er sie, auch als sie das Alter der Mannbarkeit schon um viele Jahre überschritten hatte, nicht vermählte, weil er es nie über sich vermochte, sich von ihr zu trennen; nachdem er sie aber endlich einem Sohne des Herzogs von Capua gegeben hatte, wurde sie schon nach kurzer Ehe Witwe und kehrte zum Vater zurück. Sie war so schön von Leib und Antlitz, wie nur je ein Weib gewesen ist, und jung und munter und hatte mehr Wissen, als etwa von

einer Frau verlangt wird. Während sie nun bei ihrem zärtlichen Vater das vergnügliche Leben einer großen Dame führte, sah sie, daß sichs der Vater um der großen Liebe willen, die er zu ihr trug, wenig angelegen sein ließ, sie wieder zu vermählen; und da es ihr nicht ehrbar deuchte, es von ihm zu fordern, gedachte sie sich, wenn es sein könnte, heimlich einen wackern Geliebten zu verschaffen. Und indem sie viele Männer am Hofe ihres Vaters sah, Edelleute und andere, wie wir sie an den Höfen sehn, und das Betragen und Gehaben von vielen betrachtete, gefiel ihr unter ihnen ein junger Diener ihres Vaters, der Guiscardo hieß, ein Mann von gar niedriger Geburt, aber durch Trefflichkeit und Betragen edler als jeder andere, und für ihn entbrannte sie, da sie ihn öfter sah, in aller Stille in heißer Brunst, allstündlich sein Wesen höher preisend. Und der Jüngling, der das, weil es auch ihm nicht an Klugheit fehlte, bald gewahr worden war, hatte sie auf eine solche Weise in sein Herz geschlossen, daß er schier alles außer den Gedanken an seine Liebe aus seinem Sinne entfernt hatte. Indem die junge Frau bei dieser gegenseitigen Liebe nichts so sehr ersehnte als ein Zusammensein mit ihm, ersann sie, weil sie diese Liebe niemand anvertrauen wollte, eine neue List, um ihn über die Art und Weise zu unterrichten. Sie schrieb einen Brief und gab ihm darin an, was er am folgenden Tage zu tun habe, um zu ihr zu gelangen; diesen Brief steckte sie in ein Schilfrohr, und das gab sie Guiscardo scherzend mit den Worten: „Mach daraus heute abend ein Blasrohr, womit deine Magd das Feuer anfachen mag." Guiscardo, der sofort erriet, daß sie es ihm nicht ohne Grund gegeben und nicht ohne Grund so gesprochen hatte, ging, nachdem er es genommen hatte, weg und trug es heim; und als er beim Betrachten des Rohres merkte, daß es gespalten

war, öffnete er es, und als er den Brief gefunden und gelesen hatte, verstand er gar wohl, was er zu tun hatte; nun war er zufriedener als je ein Mann und ging sofort daran, alle Anstalten zu treffen, um auf die ihm von ihr angegebene Art und Weise zu ihr zu gelangen. Nächst dem Palaste des Fürsten war eine in den Berg gehauene Höhle, die vor undenklichen Zeiten gemacht worden war, und diese Höhle erhielt etwas Licht durch ein in den Berg gebrochenes Loch, das aber, weil die Höhle vernachlässigt war, Dörner und Strauchwerk überwuchert hatten; in die Höhle führte aus einer von der Dame bewohnten Kammer im Erdgeschosse des Palastes eine geheime Stiege hinab, die aber durch eine sehr starke Tür abgeschlossen war. Und weil diese Stiege seit, weiß Gott, wie lang nicht mehr benutzt worden war, war sie allgemein so in Vergessenheit geraten, daß sich kaum jemand erinnerte, daß sie da war; aber die Liebe, vor deren Augen nichts so verborgen ist, daß sie nicht hindränge, hatte sie der verliebten Dame ins Gedächtnis zurückgerufen. Damit nun niemand etwas davon gewahr werden könne, hatte sie viele Tage lang alle Mühe darauf verwandt, bevor es ihr gelang, die Tür zu öffnen; nachdem sie nun allein in die nun offene Höhle hinabgestiegen war, hatte sie, weil sie das Luftloch bemerkt hatte, Guiscardo die Botschaft zukommen lassen, er solle trachten, dorthin zu kommen, und hatte ihm auch die Höhe angegeben, die es von dort bis zur Erde haben mochte. Um das ins Werk zu setzen, beschaffte sich Guiscardo unverzüglich einen Strick mit gewissen Knoten und Schlingen, der ihm gestatten sollte, abwärts und aufwärts zu klettern, zog zum Schutze vor den Dornen ein Lederkoller an und begab sich – es war in der folgenden Nacht –, ohne es jemand wissen zu lassen, zu dem Luftloche, knüpfte das eine Ende des

Strickes an einen starken Stamm, der neben dem Loche gewachsen war, ließ sich in die Höhle hinunter und wartete auf die Dame. Die schickte am nächsten Tage unter dem Vorwande, daß sie schlafen wolle, ihre Frauen fort, schloß sich allein in der Kammer ein, öffnete die Tür und stieg in die Höhle hinab, wo Guiscardo ihrer harrte; nach wundersamen gegenseitigen Freudenbezeigungen gingen sie miteinander in ihre Kammer, und dort verbrachten sie ein gutes Stück des Tages in eitel Lust und Wonne; und nachdem sie kluge Verabredungen getroffen hatten, auf daß ihr Liebeshandel geheim bleibe, ging Guiscardo zurück in die Höhle, und sie versperrte die Tür und ging zu ihren Frauen hinaus. In der nächsten Nacht kletterte Guiscardo an seinem Stricke hinauf, stieg durch das Loch hinaus, durch das er hereingekommen war, und kehrte heim. Und da er nun diesen Weg wußte, legte er ihn im Laufe der Zeit zu often Malen zurück. Aber das Geschick mißgönnte den beiden Liebenden eine so lange und so große Lust und verkehrte ihr Glück durch ein schmerzliches Ereignis in Traurigkeit und Tränen. Tankred hatte die Gewohnheit, manchmal ganz allein in das Gemach seiner Tochter zu kommen und dort mit ihr plaudernd zu verweilen und dann wieder zu gehn. So kam er auch eines Tages nach dem Essen zu einer Zeit hinunter, wo die Dame, die Ghismonda hieß, gerade mit allen ihren Frauen im Garten war; ohne von jemand gesehn oder gehört zu werden, trat er in das Gemach, dessen Fenster geschlossen waren, und setzte sich, weil er sie nicht in ihrem Vergnügen stören wollte, auf eine kleine Truhe am Fußende des Bettes, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren; er lehnte den Kopf ans Bett und zog den Vorhang über sich, als ob er sich dort hätte mit Fleiß verstecken wollen, und schlief ein. Und während er also schlief,

ließ Ghismonda, die ihren Guiscardo unglücklicherweise für diesen Tag bestellt hatte, ihre Frauen im Garten, trat ins Gemach, verschloß es und öffnete, ohne sich zu versehn, daß jemand hier sein könnte, dem sie erwartenden Guiscardo die Tür, und sie gingen, wie sie gewohnt waren, zu Bette, um miteinander zu scherzen und der Lust zu pflegen; und derweil geschah es, daß Tankred erwachte, so daß er alles hörte und sah, was Guiscardo und seine Tochter trieben: darüber über die Maßen erbost, wollte er sie zuerst beschimpfen, entschloß sich aber dann, zu schweigen und, wenn es möglich sei, verborgen zu bleiben, damit er das, was ihm schon in den Sinn gekommen war, daß er tun müsse, mit mehr Bedachtsamkeit und mit weniger Schande für ihn tun könne. Die Liebenden verweilten, wie sie gewohnt waren, eine geraume Zeit miteinander, ohne daß sie Tankred bemerkt hätten; und als es ihnen an der Zeit schien, stiegen sie aus dem Bette: Guiscardo ging in die Höhle zurück, und sie verließ das Gemach. Tankred ließ sich trotz seinem Alter von einem Fenster in den Garten hinab und ging, von niemand bemerkt, auf den Tod betrübt auf sein Gemach. Und auf einen von ihm gegebenen Befehl wurde Guiscardo in der nächsten Nacht um die Zeit des ersten Schlafes, als er eben aus dem Loche schlüpfen wollte, wehrlos, wie er in dem Lederkoller war, von Zweien gegriffen und heimlich zu Tankred geführt. Als ihn der sah, sagte er schier unter Tränen: „Guiscardo, meine Güte für dich hätte nicht den Schimpf und die Schande verdient, die du mir, wie ich heute mit meinen Augen gesehn habe, an dem, was mein ist, angetan hast.“ Darauf sagte Guiscardo nichts sonst als: „Die Liebe vermag mehr als Ihr und ich.“ Nun befahl Tankred, daß er in aller Stille in einem Gemache nebenan bewacht werde, und so geschahs. Am nächsten Tage ging Tankred,

nachdem er viele und mancherlei seltsame Gedanken erwogen hatte, nach dem Essen in das Gemach seiner Tochter, ließ sie, die von dem Vorgegangenen nichts wußte, rufen und schloß sich mit ihr ein und begann unter Tränen also: „Ghismonda, da ich der Meinung war, ich kennte deine Tugend und Ehrbarkeit, so hätte es mir, und wäre es mir hundertmal gesagt worden, nie in den Sinn wollen, wenn ichs nicht mit meinen Augen gesehn hätte, daß du dich einem Manne, der nicht dein Gatte ist, hingegeben hättest, ja daß du auch nur daran gedacht hättest; nun werde ich in der Erinnerung daran den kleinen Rest meines Lebens, den mir mein Alter noch gewährt, in steter Verbitterung verbringen. Wollte Gott, du hättest wenigstens, da du einmal zu einer solchen Schändlichkeit herabsinken solltest, einen Mann genommen, der sich zu deinem Adel geschickt hätte; aber unter so vielen Männern an meinem Hofe hast du Guiscardo gewählt, einen Jüngling von dem niedrigsten Stande, der an unserm Hofe, sozusagen um Gottes willen, von Kindheit an bis zum heutigen Tage auferzogen worden ist: damit hast du mir eine arge Herzenspein bereitet, weil ich nicht weiß, was für eine Entscheidung ich deinetwegen treffen soll. Wegen Guiscardo, den ich heute nacht habe greifen lassen, als er aus dem Luftloche geschlüpft ist, und den ich nun gefangen halte, habe ich meine Entscheidung schon getroffen; aber mit dir, weiß Gott, weiß ich nicht, was tun. Von der einen Seite zieht mich die Liebe, die ich zu dir stets in größerm Maße getragen habe, als je ein Vater zu seiner Tochter getragen hat, auf der andern Seite der gerechte Unwille, der mich über deine große Torheit befallen hat: die Liebe will, daß ich dir verzeihe, und der Unwille, daß ich wider meine Natur grausam gegen dich sei; bevor ich aber eine Entscheidung treffe, will ich hören, was

du dazu zu sagen hast.“ Und nach diesen Worten neigte er sein Gesicht und weinte wie ein geschlagenes Kind. Ghismonda fühlte bei der Rede des Vaters, woraus sie entnahm, daß nicht nur ihre heimliche Liebe entdeckt war, sondern daß auch Guiscardo gefangen war, einen unbeschreiblichen Schmerz und war oft nahe daran, diesem Schmerze nach Frauenart mit Klagen und Tränen Ausdruck zu geben; indem aber ihr hoher Sinn diese Schwäche überwand, bewahrte sie mit wunderbarer Kraft die Ruhe ihres Antlitzes, und sie faßte, weil sie der Meinung war, Guiscardo sei schon tot, den Entschluß, lieber ihr Leben zu lassen, als irgendeine Bitte für sich zu tun. Darum antwortete sie ihrem Vater nicht wie eine betrübte oder eines Vergehns bezichtigte Frau, sondern unbekümmert und beherzt mit trockenen Augen und offenem, nicht im mindesten verstörtem Antlitze und sagte zu ihm: „Tankred, ich bin weder zu leugnen noch zu bitten gesonnen, zu leugnen nicht, weil mir das nichts nützte, nicht zu bitten, weil ich nicht will, daß mir das nützte, und gedenke auch in keiner Weise deine Milde und deine Liebe zur Güte zu stimmen, sondern ich will die Wahrheit gestehn und zuerst meine Ehre mit triftigen Gründen verteidigen, dann aber tapfer das tun, was die Hoheit meines Sinnes verlangt. Es ist wahr, ich habe Guiscardo geliebt und liebe ihn und werde ihn zeitlebens, was nicht lange sein wird, lieben, und wenn es nach dem Tode noch eine Liebe gibt, so werde ich nimmer aufhören, ihn zu lieben; dazu hat mich aber nicht so sehr meine weibliche Schwäche getrieben, als dein geringer Eifer, mich zu vermählen, und seine Trefflichkeit. Dir hätte es, Tankred, bekannt sein sollen, daß du, der du aus Fleisch bist, eine Tochter aus Fleisch und nicht aus Stein und Eisen gezeugt hast, und du hättest dich erinnern müssen und müßtest

dich, obwohl du heute alt bist, noch jetzt erinnern, was die Gesetze der Jugend alles heischen und wie und mit was für einer Kraft; und hast du gleich als Mann einen großen Teil deiner schönsten Jahre im Feldlager verbracht, so hättest du nichtsdestoweniger wissen sollen, was Muße und Wohlleben über alte, geschweige denn über junge Leute vermögen. Ich bin also, als von dir erzeugt, aus Fleisch und habe so wenig gelebt, daß ich noch jung bin, und bin aus dem einen und dem andern Grunde voll eines begehrlichen Verlangens, das dadurch wundersame Kräfte gewonnen hat, daß ich vermählt war und so erkannt habe, was es für eine Wonne ist, ein so beschaffenes Verlangen zu befriedigen. Außerstande, diesen Kräften zu widerstehn, habe ich mich, da ich jung und ein Weib bin, entschlossen, ihnen zu folgen, wohin sie mich zogen, und habe mich verliebt. Und sicherlich, dabei habe ich alles darangesetzt, bei dem, wozu mich die natürliche Sünde zog, weder dir noch mir, soviel es auf mich ankommen werde, Schande zu bereiten. Dazu haben mir Amor in seinem Mitleide und das Geschick in seiner Güte einen heimlichen Weg gefunden und gezeigt, der mich, ohne daß es jemand erfahren hätte, an das Ziel meiner Wünsche geführt hat; und ich leugne es nicht, wer immer es dir hinterbracht hat oder woher immer du es weißt. Guiscardo habe ich nicht von ungefähr, wie es viele tun, genommen, sondern ich habe ihn mit sorgfältigem Ratschlusse vor allen andern erwählt und ihn mit wohlbedachter Vorsicht zu mir beschieden und habe in einer von mir und von ihm weislich geübten Beständigkeit lange mein Begehren gestillt. Außer meinem Fehltritte scheinst du mir aber – und darin folgst du mehr dem gemeinen Vorurteile als der Billigkeit – mit größerer Bitterkeit den Vorwurf zu machen, ich hätte mich mit einem

Manne von niedrigem Stande eingelassen, als ob es dich nicht verdrossen hätte, wenn ich mir dazu einen Edelmann erwählt hätte. Dabei aber merkst du nicht, daß du nicht mich eines Fehlers beschuldigst, sondern das Geschick, das gar oft die Unwürdigsten erhebt und die Würdigsten in der Tiefe läßt. Aber lassen wir das jetzt und betrachte einmal den Ursprung der Dinge; und da wirst du sehn, daß wir alle Fleisch von einem Fleische sind und daß ein und derselbe Schöpfer alle Seelen mit gleichen Kräften, mit gleichen Anlagen und mit gleichen Fähigkeiten geschaffen hat. Erst die Tugend hat uns, die wir alle gleich geboren wurden und werden, unterschieden, und die, die sie in höherm Maße besaßen und anwandten, wurden Edle genannt, und der Rest ist unedel geblieben. Und obwohl dieses Gesetz später durch einen gegenteiligen Gebrauch verdeckt worden ist, so ist es doch nicht aufgehoben und weder aus der Natur noch aus der guten Sitte getilgt; darum beweist der, der tugendhaft handelt, offenkundig, daß er adelig ist, und wenn ihn einer anders nennt, so begeht der, der ihn anders nennt, und nicht der, der so genannt wird, einen Fehler. Sieh dich um unter allen deinen Edelleuten und prüfe ihre Tugend, ihre Sitten und ihr Betragen, und tu dasselbe bei Guiscardo; wenn du dann ohne Voreingenommenheit wirst urteilen wollen, so wirst du sagen, er sei vom höchsten Adel, und alle deine Edelleute gehörten zum gemeinen Volke. Wegen Guiscardos Tugend und Trefflichkeit habe ich mich nicht auf das Urteil anderer Leute verlassen, sondern nur auf das deiner Worte und meiner Augen. Wer hat ihn je so gelobt, wie du ihn in allen preiswerten Dingen gelobt hast, die an einem wackern Manne zu loben sein müssen? und sicherlich nicht mit Unrecht; denn wenn sich meine Augen nicht getäuscht haben, so hast du ihm kein Lob gespendet, das

ich ihn nicht wunderbarer, als deine Worte hätten ausdrücken können, durch die Tat hätte rechtfertigen sehn: und wenn ich trotzdem etwa eine Täuschung erlitten hätte, so fiele diese Täuschung dir zur Last. Willst du noch immer sagen, ich hätte mich mit einem Manne von niedrigem Stande eingelassen? du würdest nicht die Wahrheit sprechen; sagtest du aber etwa, mit einem armen, so könnte zu deiner Schande eingeräumt werden, daß du es nicht besser verstanden hast, einen wackern Mann, der dir diente, zu fördern: aber die Armut nimmt niemand den Adel, sondern nur den Besitz. Es hat viele Könige, viele große Herrscher gegeben, die arm waren; und viele von denen, die das Erdreich ackern und das Vieh hüten, sind reich gewesen. Das, was du zuletzt angeführt hast, nämlich deine Unschlüssigkeit, was du mit mir machen sollst, die tu nur ganz von dir, wenn du, hochbetagt, gesonnen bist, das zu tun, was du in der Jugend nicht gewohnt warst, nämlich grausam zu sein: übe deine Grausamkeit an mir, die ich nicht gesonnen bin, irgendeine Bitte an dich zu richten, an mir, der Urheberin dieses Vergehns, wenn es ein Vergehn ist; denn tust du mir nicht dasselbe, was du Guiscardo getan hast oder tun wirst, so versichere ich dir, daß ich es mir mit meinen eigenen Händen tun werde. Wohlan denn, vergieße Tränen wie die Weiber, und willst du grausam sein, so töte ihn und mich mit einem Schlage, wenn du glaubst, daß wir es verdient haben." Wohl erkannte der Fürst die Hochherzigkeit seiner Tochter, hielt aber ihre Entschlossenheit, das zu tun, was ihre Worte ankündigten, nicht für so fest, wie sie sagte. Darum ließ er zwar, nachdem er von ihr weggegangen war, den Gedanken fahren, sie irgendwie grausam am Leibe zu strafen, nahm sich aber vor, ihre glühende Liebe durch Vernichtung des andern abzukühlen, und befahl den Zweien,

die Guiscardo bewachten, ihn in der nächsten Nacht ohne alles Geräusch zu erdrosseln, das Herz aus dem Leichnam zu nehmen und ihm zu bringen; die taten, wie ihnen befohlen worden war. Als es dann Morgen geworden war, steckte der Fürst das Herz Guiscardos in eine große, schöne Goldschale, die er sich hatte bringen lassen, schickte es durch einen vertrauten Diener seiner Tochter und trug diesem auf, beim Überreichen zu ihr zu sagen: „Dein Vater schickt dir dies, um dich in dem zu erfreuen, was du am meisten liebst, so wie du ihn in dem erfreut hast, was er am meisten geliebt hat." Ghismonda, die ihren schrecklichen Vorsatz keineswegs aufgegeben hatte, hatte sich, nachdem der Vater gegangen war, giftige Kräuter und Wurzeln bringen lassen, sie erhitzt und aus ihnen den Saft gezogen, um ihn bei der Hand zu haben, wenn das eintrete, was sie fürchtete. Als nun der Diener mit dem Geschenke und der Botschaft des Fürsten kam, nahm sie die Schale festen Antlitzes und hob den Deckel ab; da sie das Herz sah und die Worte vernahm, wußte sie auch schon, daß es das Herz Guiscardos war. Darum hob sie ihr Gesicht zu dem Diener und sagte: „Ein minder würdiges Grab, als ein goldenes, hätte einem Herzen, wie das ist, nimmer geziemt; mein Vater hat darin sehr weislich gehandelt." Und nach diesen Worten führte sie es an den Mund und küßte es, und dann sagte sie: „In allen Stücken habe ich immerdar und bis zu diesem letzten Ende meines Lebens die Zärtlichkeit der Liebe meines Vaters empfunden, aber zu dieser Stunde mehr als je; statte ihm also in meinem Namen für ein so großes Geschenk den letzten Dank ab, den ich ihm je abstatten werde." Und hierauf wandte sie sich wieder zu der Schale, die sie festhielt, und sagte, den Blick auf das Herz gerichtet: „Ach, du süßeste Herberge aller meiner Wonnen, vermaledeit

sei die Grausamkeit dessen, der mich dich hat mit leiblichen Augen sehn lassen! mir wäre es genug gewesen, dich zu jeder Zeit mit den Augen des Geistes schauen zu dürfen. Du hast deinen Lauf vollendet in der Bahn, die dir das Geschick gewährt hat, und bist an das Ziel gelangt, dem alle zustreben; verlassen hast du das Elend der Welt und die Mühsal, und dein Feind selber war es, der dir das Grab gegeben hat, das dein Wert verdient hat. Nichts hat dir noch gemangelt zu einer regelrechten Trauerfeier als die Tränen der Frau, die du im Leben so sehr geliebt hast; damit du auch sie habest, hat Gott meinem unbarmherzigen Vater den Gedanken eingegeben, daß er dich mir geschickt hat, und ich werde sie dir geben, obwohl ich mir vorgenommen gehabt habe, mit trockenen Augen und einem durch nichts aus der Ruhe gebrachten Antlitze zu sterben: und wenn ich sie dir gegeben haben werde, so will ich ohne Verzug trachten, daß sich meine Seele mit der vereint, die du, o Herz meines Liebsten, so treulich gehegt hast. Und in wessen Geleite könnte ich zufriedener oder getroster in das unbekannte Land hinübergehn, als mit ihr? Ich bin sicher, sie ist noch drinnen in dir und betrachtet die Stätten ihrer und meiner Wonnen; und weil sie noch immer sicher ist, daß sie mich liebt, so erwartet sie die meine, von der sie über alles geliebt wird.“ Und nachdem sie also gesprochen hatte, begann sie, über die Schale gebeugt, lautlos zu weinen, nicht anders, als ob sie einen Quell im Haupte gehabt hätte, und vergoß, unzählige Male das tote Herz küssend, so viel Tränen, daß es wundersam war anzusehn. Ihre Frauen, die um sie standen, begriffen nicht, was das für ein Herz sei, oder was ihr Worte besagen wollten; aber von Mitleid übermannt, weinten sie alle und fragten gerührt nach der Ursache ihres Weinens und bemühten sich, da sie keine

Antwort erhielten, um so mehr, sie zu trösten, so gut sie nur wußten und konnten. Als sie genug geweint zu haben glaubte, hob sie das Haupt, trocknete sich die Augen und sagte: „Nun, o heißgeliebtes Herz, habe ich alle meine Pflichten gegen dich erfüllt; und mir bleibt nichts mehr zu tun übrig, als mit meiner Seele zu kommen und deiner das Geleite zu geben." Und nach diesen Worten ließ sie sich das Krüglein mit dem Wasser reichen, das sie am Tage vorher bereitet hatte, goß es in die Schale, wo das Herz gebadet war in der Flut ihrer Tränen, setzte die Schale furchtlos an den Mund und trank sie leer und legte sich nach dem Trunke mit der Schale in der Hand auf ihr Bett, brachte ihren Körper in die ehrbarste Lage, die sie ihm zu geben wußte, und preßte das Herz ihres toten Geliebten an ihres und erwartete, ohne etwas zu sagen, den Tod. Ihre Frauen aber, die all das gesehn und gehört hatten, hatten es Tankred sagen lassen, obwohl sie nicht wußten, was das für ein Wasser war, das sie getrunken hatte; von der Ahnung dessen, was eingetroffen war, getrieben, eilte er hinunter ins Gemach der Tochter und betrat es in dem Augenblicke, wo sie sich auf ihr Bett legte: nachdem er ihr nun, wo es zu spät war, mit süßen Worten Trost zugesprochen hatte, begann er, als er sah, an was für einem Ende sie war, bitterlich zu weinen. Und die Dame sagte zu ihm: „Tankred, spare dir diese Tränen für ein Unglück auf, das du weniger herbeigesehnt hast als dieses, und gib sie nicht mir, weil ich sie nicht verlange. Wer hat je sonst schon einen weinen sehn wegen dessen, was er gewollt hat? Wenn aber noch ein Funken der Liebe, die du einst zu mir getragen hast, in dir lebt, so gewähre mir ein letztes Geschenk und lasse, da es dir nicht genehm war, daß ich still und heimlich mit Guiscardo gelebt hätte, meinen Leib mit dem seinen, wohin du ihn auch als Leichnam hast

werfen lassen, vor aller Augen zu gemeinsamer Ruhe vereinen." Die Betrübnis seiner Tränen ließ den Fürsten nicht antworten. Als dann die junge Frau fühlte, daß ihr Ende gekommen war, preßte sie das tote Herz an ihre Brust und sagte: „Lebt mit Gott, ich scheide." Und ihre Augen verschleierten sich, und alle ihre Sinne schwanden, und sie schied aus diesem kummervollen Leben. Ein so trauriges Ende hatte, wie ihr also gehört habt, die Liebe Guiscardos und Ghismondas; Tankred ließ sie nach vielen Klagen und in später Reue über seine Grausamkeit unter der allgemeinen Trauer von ganz Salerno beide in ein und demselben Grabe ehrenvoll begraben.

Die Geschichte von den drei Ringen



Saladin, dessen Trefflichkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur aus einem geringen Manne zum Sultan von Babylon gemacht hat, sondern ihn auch viele Siege über sarazenische und christliche Könige hat erringen lassen, hatte in verschiedenen Kriegen und durch seine außerordentliche Prachtliebe seinen ganzen Schatz erschöpft, so daß er, als er aus irgendeinem Anlasse eine hübsche Summe Geldes nötig hatte, nicht so schnell, wie es nötig gewesen wäre, wußte, woher sie nehmen, bis er sich eines reichen Juden, Melchisedech mit Namen, erinnerte, der in Alexandrien auf Zinsen borgte und, seiner Meinung nach, wenn er gewollt hätte, wohl imstande gewesen wäre, ihm zu dienen. Der Jude war aber so geizig, daß er es freiwillig nimmer getan hätte, und Gewalt wollte er nicht brauchen; da nun die Not drängte, richtete er seinen ganzen Sinn darauf, ein Mittel zu finden, wie ihm der Jude

dienen müßte, und entschloß sich endlich, ihm unter einigem Scheine von Recht Gewalt anzutun. Und er ließ sich ihn rufen, empfing ihn freundlich und hieß ihn an seiner Seite niedersitzen und sagte dann zu ihm: „Ich habe, guter Mann, von mehrern Leuten vernommen, daß du gar weise bist und trefflich Bescheid weißt in göttlichen Dingen; und darum möcht ich gern von dir wissen, welches von den drei Gesetzen du für das wahre hältst, das jüdische oder das sarazenische oder das christliche." Der Jude, der wirklich weise war, erriet sofort, daß ihn Saladin in seinen Worten fangen wollte, um ihn in einen schlimmen Handel zu verwickeln, und besann sich, daß er keines von den dreien würde vor den andern loben können, ohne daß Saladin seinen Zweck erreicht hätte. Weil er also einsah, daß er eine unverfängliche Antwort brauchte, nahm er seinen ganzen Scharfsinn zusammen, und schon fiel ihm auch ein, was er zu sagen hatte, und er sagte: „Herr, die Frage, die Ihr mir gestellt habt, ist schön, und um Euch zu sagen, was ich darüber denke, muß ich Euch eine Geschichte erzählen, die Ihr anhören möget. Wenn ich nicht irre, so erinnere ich mich, zu often Malen gehört zu haben, daß einmal ein gar reicher Mann gelebt hat, der in seinem Schatze neben andern Kleinodien auch einen herrlichen, kostbaren Ring hatte; weil es nun wegen des Wertes und der Schönheit dieses Ringes sein Wunsch war, daß er in Ehren gehalten werde und immer bei seinen Nachkommen verbleibe, ordnete er an, daß der Sohn von ihm, bei dem sich der Ring als sein Vermächtnis finden werde, als sein Erbe zu gelten habe und von allen andern als ihr Oberhaupt Ehre und Ehrfurcht genießen solle. Der, dem er ihn hinterließ, hielt es ebenso mit seinen Kindern und tat so wie sein Vorgänger: kurz, der Ring ging mit der Zeit an viele aus seinem Ge-

schlechte über, bis er schließlich in die Hände eines Mannes kam, der drei schöne, wackere Söhne hatte, die ihm aufs Wort gehorchten, weshalb er sie denn alle drei gleichmäßig liebte. Die Jünglinge wußten, was es für eine Bewandtnis mit dem Ringe hatte, und darum bat jeder, begierig nach Ehre vor den andern, einzeln den Vater, der schon alt war, daß er den Ring, wann es mit ihm ans Sterben gehe, ihm hinterlasse. Der wackere Mann, der sie alle gleichmäßig liebte und sich selber nicht klar werden konnte, wem er ihn lieber hinterlassen wollte, versprach ihn allen dreien und gedachte alle drei zufriedenzustellen: darum ließ er heimlich von einem tüchtigen Meister zwei andere machen, die dem ersten so ähnlich waren, daß selbst der, der sie verfertigt hatte, kaum erkannte, welcher der richtige war. Und als es mit ihm ans Sterben ging, gab er jedem Sohne den seinigen; da daher nach dem Tode des Vaters alle drei die Erbschaft und die Ehre beanspruchten und es einer dem andern verweigerte, zeigte endlich jeder zum Beweise, daß er im Rechte sei, seinen Ring vor. Und weil sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß man den richtigen nicht erkennen konnte, blieb die Frage, wer der wahre Erbe des Vaters sei, in Schwebe und schwebt noch heute. Und so sage ich Euch, Herr, auch von den drei Gesetzen, die Gott, der Vater, den drei Völkern gegeben hat und derentwegen Ihr die Frage aufgeworfen habt: jedes Volk glaubt seine Erbschaft, nämlich sein wahres Gesetz zu haben und seine Gebote befolgen zu müssen; wer sie aber hat, diese Frage ist so wie bei den Ringen noch immer in Schwebe." Saladin erkannte, daß es der Jude gar trefflich verstanden hatte, den Schlingen auszuweichen, die er ihm vor die Füße gespannt hatte; darum entschloß er sich, ihm seine Not kundzutun und zu sehn, ob

er ihm dienen wolle: und so tat er, indem er ihm auch eröffnete, was er im Sinne gehabt hätte, wenn er ihm nicht so verständig geantwortet hätte, wie er getan hatte. Nun diente ihm der Jude bereitwillig mit jeder Summe, die er verlangte; und Saladin erstattete ihm alles treulich wieder und begabte ihn überdies mit ansehnlichen Geschenken und behielt ihn für alle Zeit mit großer Auszeichnung als Freund in seiner Nähe.

Die Geschichte von der Feder des Engels Gabriel und den Kohlen des heiligen Laurentius



Certaldo ist, wie ihr gehört haben könntet, ein Burgflecken im Elsatal, in unserm Stadtgebiete gelegen, und war einmal, wie klein es auch ist, von adeligen und wohlhabenden Leuten bewohnt. Weil er dort stets gute Weide fand, pflegte einer von den Mönchen des heiligen Antonius eine lange Zeit, alljährlich einmal, hinzukommen, um die Almosen, die ihm die Toren spendeten, einzusammeln; sein Name war Bruder Cipolla, und vielleicht war er dort nicht weniger wegen seines Namens – Cipolla heißt auf deutsch Zwiebel – als seiner Frömmigkeit wegen gern gesehn, weil diese Gegend die trefflichsten Zwiebeln von ganz Toskana hervorbringt. Dieser Bruder Cipolla war von kleinem Wuchse und rothaarig, hatte ein munters Gesicht und war der größte Schalk von der Welt; überdies sprach er, obwohl er keinerlei Wissen hatte,

so ausgezeichnet und schlagfertig, daß ihn, wer ihn nicht gekannt hätte, nicht nur für einen großen Redner gehalten, sondern einen neuen Cicero oder Quinctilian genannt hätte, und mit allen Leuten in der Gegend war er Gevatter oder Freund. Seiner Gewohnheit nach kam er also wieder einmal, und zwar Mitte August, hin, und als an einem Sonntagmorgen alle guten Männer und Frauen der Dörfer rundherum in der Pfarrkirche bei der Messe waren, trat er, als es ihn an der Zeit deuchte, vor und sagte: „Meine Herren und Damen, wie ihr wißt, ist es euer Brauch, den armen Dienern des gnädigen Herrn St. Anton etwas von euerm Korn und euerm Weizen zu geben, der eine wenig, der andere viel, je nach seinem Besitze und seiner Frömmigkeit, damit euch St. Anton ein Hüter euerer Rinder und Esel und Schweine und Schafe sei; und überdies pflegt ihr, besonders die, die in unserer Brüderschaft eingeschrieben sind, den kleinen Betrag zu bezahlen, der jährlich einmal bezahlt wird. Um diese Gaben einzusammeln, bin ich von meinem Obern, das ist der Herr Abt, hergeschickt worden; und darum findet euch mit Gottes Segen nach der dritten Nachmittagsstunde, wann ihr die Glocken werdet läuten hören, vor der Kirche ein, wo ich euch in der gebräuchlichen Weise die Predigt halten und euch das Kreuz zum Kusse reichen werde: überdies will ich euch, die ich alle als eifrige Verehrer des gnädigen Herrn St. Anton kenne, zu besonderer Gnade eine hochheilige und schöne Reliquie zeigen, die ich vorzeiten selbst aus dem Heiligen Lande übers Meer hergebracht habe, nämlich eine Feder des Engels Gabriel, die er in der Kammer der Jungfrau Maria verloren hat, als er in Nazareth zur Verkündigung zu ihr gekommen ist.“ Und nach diesen Worten schwieg er und wandte sich wieder zur Messe. Unter den vielen Menschen,

die in der Kirche waren, als Bruder Cipolla diese Sachen sagte, waren zwei durchtriebene Burschen, die Giovanni del Bragoniera und Biagio Pizzini hießen. Nachdem die eine Weile unter sich über die Reliquie des Bruders Cipolla gelacht hatten, nahmen sie sich vor, ihm mit dieser Feder einen Streich zu spielen, obwohl sie sonst seine guten Freunde und von seiner Gesellschaft waren. Und da sie erfahren hatten, daß Bruder Cipolla an diesem Morgen bei einem Freunde in der Burg speise, stiegen sie, als sie ihn bei Tische wußten, an die Straße herunter und begaben sich in die Herberge, wo der Bruder eingekehrt war, mit dem Vorsatze, sich so in die Arbeit zu teilen, daß Biagio den Knecht Bruder Cipollas mit einem Gespräche festhalten solle, während Giovanni die Feder unter den Sachen des Bruders suchen und sie, sei sie wie immer, wegnehmen wollte, damit sie sähen, was er dann dem Volke darüber sagen werde. Nun hatte Bruder Cipolla einen Knecht, Guccio mit Namen, dem die einen den Beinamen Stockfisch und die andern Dreckfink und wieder andere Schwein gaben, und der war ein so abscheulicher Kerl, daß Lippo Topo wahrhaftig nie einen abscheulichern gezeichnet hat; Bruder Cipolla pflegte oft in Gesellschaft Witze über ihn zu reißen und zu sagen: „Mein Knecht hat neun Eigenschaften von einer solchen Art, daß welche immer von ihnen, wenn sie sich an Salomo oder Aristoteles oder Seneca fände, für sich allein hinreichen würde, um all ihre Tugend, all ihren Verstand und all ihre Heiligkeit zuschanden zu machen. Denkt euch also, was das für ein Mann sein muß, bei dem sich weder Tugend noch Verstand noch Heiligkeit findet und der alle neun hat." Und wann er manchmal gefragt wurde, was das für neun Eigenschaften seien, so antwortete er, weil er sie in Reime gesetzt hatte, also: „Er ist nachlässig und faul

und ein Lügenmaul, ungehorsam und nichtsnutzig und lästerisch und schmutzig, dumm wie die Nacht und ungeschlacht, gar nicht zu reden davon, daß er samt diesen noch einige andere Fehlerchen hat, die besser verschwiegen bleiben. Und die lächerlichste Eigenheit von ihm ist die, daß er an jedem Orte ein Weib nehmen und ein Haus mieten will; und so lang und schwarz und schmierig auch sein Bart ist, glaubt er doch so fest, schön und begehrenswert zu sein, daß er sich einbildet, so viel Frauen ihn sähen, alle müßten sich in ihn verlieben, und wenn man ihn ließe, so liefe er allen nach in hitziger Brunst. Wahr ist aber, daß er mir sehr behilflich ist, und mag einer auch noch so heimlich mit mir zu sprechen haben, er muß seinen Teil davon hören; und wenn es geschieht, daß ich um etwas gefragt werde, hat er eine so große Angst, ich könnte am Ende nicht antworten, daß augenblicklich er antwortet, mit ja oder mit nein, wie er glaubt, daß es sich gehöre.“ Den hatte also Bruder Cipolla in der Herberge gelassen und ihm befohlen, wohl darauf zu achten, daß niemand über seine Sachen komme, und besonders nicht über seinen Mantelsack, weil der die Heiligtümer enthielt. Aber Guccio Dreckfink, der lieber in der Küche war als die Nachtigall auf den grünen Zweigen, sonderlich dann, wann er dort eine Magd wußte, ließ Befehl Befehl sein, weil er in der Küche des Wirtes ein fettes, stämmiges, kleines und verwachsenes Mensch gesehn hatte, mit ein paar Brüsten wie Mistkörbe und mit einem Gesichte, als ob sie eine von den Baronci gewesen wäre, und am ganzen Leibe verschwitzt, schmierig und durchräuchert: um derentwillen ließ er die Kammer Bruder Cipollas und dessen ganze Sachen im Stich, machte sich an sie heran, nicht anders als wie ein Geier, der sich aufs Aas stürzt, setzte sich, obwohl es im August war, zum Feuer

und begann mit ihr, die Nuta hieß, ein Gespräch anzuknüpfen und ihr zu sagen, daß er ein Edelmann mit Brief und Siegel sei und Tausende und neun Gulden habe ohne die, die er schuldig sei und die eher mehr seien als weniger, und daß er ebensoviel zu sagen und zu tun verstehe wie der blaue Hund; und ohne sich um seinen Kragen zu scheren, der so fettig war, daß er für den großen Suppenkessel von Altopascio genug Würze gegeben hätte, und um sein zerrissenes und geflicktes Wams, das um den Hals und über den Achseln einen Schmelz von Dreck hatte und mit mehr Flecken in mehr Farben geziert war als je ein tatarisches oder indisches Tuch, und um seine ganz zerfetzten Schuhe und um seine zerschlissenen Strümpfe, sagte er ihr, als ob er der gnädige Herr von Castiglione gewesen wäre, er werde sie neu kleiden und herausputzen und sie der jämmerlichen Lage, bei fremden Leuten leben zu müssen, entreißen und sie, obwohl sie nichts ihr eigen nenne, der Hoffnung auf ein bessers Los zuführen, und so noch tausenderlei Dinge, die aber trotz der liebenswürdigen Miene, mit der er sie sagte, in den Wind geredet waren und, wie die meisten seiner Unternehmungen, zu nichts führten. Die zwei jungen Leute fanden also Guccio Schwein um Nuta beschäftigt; erfreut darüber, weil sie so der halben Mühe enthoben waren, gingen sie, ohne daß es ihnen jemand zu verwehren versucht hätte, in die Kammer Bruder Cipollas, die sie offen fanden, und das erste, was ihnen beim Suchen in die Hände fiel, war der Mantelsack, worin die Feder war; als sie ihn geöffnet hatten, fanden sie in einem gut mit Zendeltaffet eingewickelten Bündel ein kleines Kästchen und in diesem eine Schwanzfeder eines Papageis, und die mußte ihrer Meinung nach die sein, die er denen von Certaldo zu zeigen versprochen hatte. Und das

konnte der Bruder den Leuten damals ganz leicht weismachen, weil die Üppigkeiten Ägyptens noch nicht oder höchstens zu einem kleinen Teile nach Toskana herübergekommen waren, während sie später zum Unheil von ganz Italien in übermäßiger Menge herübergekommen sind: und wenn auch sonst irgendwo einiges bekannt gewesen wäre, so wußte doch in dieser Gegend schier keiner von den Bewohnern etwas davon, sondern dort herrschte noch die rauhe Biederkeit der Alten, und geschweige daß sie je einen Papagei gesehn hätten, hatten sie kaum jemals von einem reden hören. Zufrieden mit ihrem Funde, nahmen die zwei jungen Leute die Feder weg; um aber das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen, wovon sie einen Haufen in einem Winkel der Kammer liegen sahn. Dann verschlossen sie es wieder und brachten alles wieder in Ordnung, wie sie es gefunden hatten, und gingen mit der Feder, ohne daß sie gesehn worden wären, froh davon und warteten nun mit Geduld, was Bruder Cipolla sagen werde, wenn er statt der Feder Kohlen finden werde. Die einfältigen Männer und Weiber, die in der Kirche gehört hatten, daß sie nach der dritten Nachmittagsstunde die Feder des Engels Gabriel sehn sollten, waren nach Schluß der Messe heimgekehrt; und weil es ein Nachbar dem andern sagte und eine Gevatterin der andern, fanden sich, als überall das Mittagessen vorbei war, so viele Männer und Frauen auf der Burg ein, daß kaum Platz genug war, und warteten sehnsüchtig darauf, die Feder sehn zu dürfen. Bruder Cipolla, der gut gegessen und ein wenig geschlafen hatte, stand kurz nach drei auf und ließ, als er erfuhr, daß die Bauern in Massen gekommen waren, um die Feder zu sehn, seinem Guccio Dreckfink sagen, er solle mit den Glöcklein heraufkommen und den Mantelsack mitbringen. Nachdem sich der

mit Mühe von der Küche und von Nuta losgerissen hatte, ging er mit den verlangten Dingen hinauf; als er dort angelangt war, ganz außer Atem, weil ihm das Wassertrinken den Leib arg aufgebläht hatte, ging er auf den Befehl Bruder Cipollas zum Kirchentore und begann die Glöcklein tüchtig zu läuten. Ohne sich überzeugt zu haben, ob alle seine Sachen in Ordnung seien, begann nun Bruder Cipolla, als alle beisammen waren, seine Predigt und redete ein langes und breites, wie es in seinen Kram paßte; und als er daranging, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, sprach er vorerst mit großer Feierlichkeit das Confiteor, ließ dann zwei Kerzen anzünden, wickelte den Taffet, nicht ohne vorher die Kapuze abgelegt zu haben, behutsam auf und zog das Kästchen hervor. Nun sprach er noch ein Weilchen zum Lobe und Preise des Engels Gabriel und seiner Reliquie, und endlich öffnete er das Kästchen. Als er das voller Kohlen sah, hatte er nicht etwa auf Guccio Stockfisch Verdacht, weil er ihm so etwas überhaupt nicht zutraute, fluchte ihm auch nicht, daß er es nicht so gehütet habe, daß niemand hätte die Verwechslung vornehmen können, sondern schalt sich im stillen selber aus, daß er ihm die Obhut über seine Sachen anvertraut habe, obwohl er gewußt habe, wie Guccio sei, nämlich nachlässig und ungehorsam, faul und dumm. Nichtsdestoweniger veränderte er keineswegs die Farbe, sondern hob Blick und Hände himmelwärts und sagte so laut, daß er von allen gehört wurde: „O Gott, gepriesen sei immerdar deine Allmacht." Dann verschloß er das Kästchen wieder, wandte sich wieder zum Volke und sagte: „Meine Herren und Damen, ihr müßt wissen, daß ich, als ich noch sehr jung war, von meinem Obern in die Länder geschickt worden bin, wo die Sonne aufgeht, und ich habe den ausdrücklichen Auftrag mitbekommen, so lange zu

suchen, bis ich die Vorrechte des Porzellans finden werde, die, obwohl es nichts kosten würde, sie zu siegeln, doch andern viel nützlicher sind als uns. Darum machte ich mich auf den Weg, ging von Venedig aus und kam durch die Vorstadt der Griechen und weiter durch das Königreich Algarbien und dann durch Bagdad, immer zu Pferde, nach Parione, und von dort nach einem Weilchen nicht ohne harten Durst nach Sardinien. Aber warum soll ich euch alle Länder herzählen, die ich durchstreift habe? Nachdem ich den Arm des heiligen Georg übersetzt hatte, gelangte ich nach Lügien und Trügien, Länder, die dicht bewohnt sind von großen Völkern; und dann kam ich in die Gleißnerei, wo ich viele von unsern Brüdern und von andern Orden fand, die um Gottes willen jedes Ungemach mieden und sich wenig aus fremden Leiden machten, wenn dabei ihr Vorteil herausschaute, dabei aber in diesen Ländern kein andres Geld ausgaben als ungeprägtes. Und von dort zog ich weiter ins Land der Abruzzen, wo Männer und Weiber in Holzschuhen übers Gebirge gehn und die Schweine in deren eigenen Därmen verwursten; und in einer kleinen Entfernung traf ich Leute, die das Brot auf Stöcken trugen und den Wein in Säcken. Und von ihnen kam ich zu den Wurmbergen, wo alle Wasser abwärts rinnen. Binnen kurzer Zeit ging ich so weit landein, daß ich bis nach Pastinakisch Indien kam, und dort sah ich, das schwöre ich euch bei dem Kleide, das ich trage, die Federn in der Luft fliegen, eine unglaubliche Sache, wenn mans nicht gesehn hat; aber mir kann das Maso del Saggio bezeugen, der große Kaufmann, den ich dort getroffen habe, als er Nüsse knackte und die Schalen stückweise verkaufte. Da ich aber nicht finden konnte, was ich suchen ging, kehrte ich um, weil es dort zu Wasser weitergeht, und kam in das Heilige

Land, wo das kalte Brot im Sommer vier Heller gilt und das warme gar nichts. Und dort suchte ich den ehrwürdigen Vater auf, den Herrn Rührmichnichtan Wennseuchbeliebt, den verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Aus Verehrung für das Kleid des gnädigen Herrn St. Anton, das ich immer trug, wollte er mich all die heiligen Reliquien sehn lassen, die er bei sich hatte; und deren waren so viele, daß ich, wenn ich sie euch alle aufzählen wollte, in ein paar Meilen nicht zu Ende käme. Um euch aber nicht allen Trost zu versagen, will ich euch einige nennen. Zuerst hat er mir den Finger des Heiligen Geistes gezeigt, so unversehrt und heil wie nur je, und dann das Löckchen des Seraphs, der dem heiligen Franziskus erschienen ist, und eine Klaue eines Cherubs, und eine Rippe des Wortes, das Fleisch geworden ist, und ein paar Kleider des heiligen katholischen Glaubens, und einige Strahlen des Sterns, der den Weisen aus dem Morgenlande erschienen ist, und ein Fläschchen mit dem Schweiße, den der heilige Michael vergossen hat, als er den Teufel bestritt, und den Kinnbacken des Todes, den der heilige Lazarus gestorben ist, und andere. Und weil ich ihm freigebig einige Abhänge des Monte Morello italienisch mitteilte und einige Hauptstücke des Caprezio, die er schon lange gesucht hatte, so machte er mich zum Teilhaber seiner heiligen Reliquien und gab mir außer einem Zahne des heiligen Kreuzes und einem Fläschchen mit etwas Glockenhall vom Tempel Salomos auch die Feder des Engels Gabriel, von der ich euch schon gesprochen habe, und einen Holzschuh des heiligen Gerhard von Villamagna, den ich, es ist noch nicht lange her, in Florenz Gherardo di Bonsi geschenkt habe, der ihn mit der größten Andacht verehrt; und dann hat er mir von den Kohlen gegeben, womit der gebenedeite heilige Märtyrer

Laurentius geröstet worden ist. Und alle diese Dinge habe ich ehrfurchtsvoll von dort mitgebracht und habe sie noch alle. Freilich hat mir mein Oberer nicht früher erlaubt, sie zu zeigen, als bis er überzeugt sein werde, ob sie echt sind oder nicht. Jetzt haben ihn aber einige Wunder, die durch sie geschehn sind, und Briefe, die er vom Patriarchen erhalten hat, von ihrer Echtheit überzeugt, und er hat mir die Erlaubnis zugestanden, sie zu zeigen; weil ich mich aber fürchte, sie einem andern anzuvertrauen, trage ich sie immer bei mir. Nun ist es Tatsache, daß ich die Feder des Engels Gabriel, damit sie nicht verderbe, in einem Kästchen verwahre, und die Kohlen, womit der heilige Laurentius geröstet worden ist, in einem andern; diese Kästchen sind aber einander so ähnlich, daß mir schon oft das eine für das andere in die Hand gekommen ist, und so ists mir auch heute ergangen: ich habe geglaubt, das Kästchen mit der Feder hergebracht zu haben, und habe das mit den Kohlen hergebracht. Ich halte jedoch nicht dafür, daß das ein Irrtum gewesen sei, sondern ich bin überzeugt, daß es der Wille Gottes gewesen ist und daß er mir das Kästchen mit den Kohlen in die Hand gelegt hat; denn eben erinnere ich mich, daß übermorgen das Fest des heiligen Laurentius ist: Gott hat gewollt, daß ich durch das Vorzeigen der Kohlen, womit er geröstet worden ist, in euern Seelen die Verehrung, die ihr ihm schuldet, neu entzünde, und so hat er mich nicht die Feder, die ich nehmen wollte, sondern die gebenedeiten Kohlen nehmen lassen, die von dem Blute seines hochheiligen Körpers ausgelöscht worden sind. Und darum, Geliebte in Christo, nehmt die Mützen ab und naht euch in Andacht, um sie zu betrachten. Vorher aber sollt ihr wissen, daß wer immer mit diesen Kohlen im Kreuzeszeichen berührt worden

ist, das ganze Jahr sicher sein kann, daß ihn kein Feuer berührt, ohne daß er es spürte.“ Und nachdem er also gesprochen hatte, stimmte er einen Lobgesang auf St. Laurentius an und öffnete das Kästchen und zeigte die Kohlen. Nachdem die die törichte Menge ein Weilchen mit ehrfürchtigem Staunen betrachtet hatte, drängten sie sich alle ungestüm zu Bruder Cipolla heran, brachten bessere Opfergaben als sonst und baten ihn, einer wie der andere, daß er sie damit berühre. Bruder Cipolla nahm denn die Kohlen in die Hand und begann ihnen auf ihre weißen Hemden und auf die Wämser und den Frauen auf die Kopftücher so große Kreuze zu zeichnen, wie nur Platz hatten, wobei er beteuerte, daß den Kohlen alles das, was beim Kreuzemachen abgehe, im Kästchen wieder nachwachse, und das habe er schon zu often Malen bewährt gefunden. Und indem er auf diese Art, nicht ohne beträchtlichen Nutzen für sich, alle Leute von Certaldo mit dem Kreuze zeichnete, beschämte er durch seine Geistesgegenwart die beiden, die ihn durch das Wegnehmen der Feder zu beschämen gedacht hatten. Sie waren bei seiner Predigt anwesend gewesen und hatten, als sie hörten, was für eine absonderliche Ausflucht er ergriff und wie weit er die Worte herholte, so übermäßig lachen müssen, daß sie sich die Kinnbacken zu verrenken geglaubt hatten. Als sich dann das Volk verlaufen hatte, gingen sie zu ihm und entdeckten ihm unter dem größten Gelächter von der Welt, was sie getan hatten, und gaben ihm hierauf seine Feder zurück; die sollte ihm ein Jahr später nicht weniger einbringen als damals die Kohlen.

Aus Friedrich Schlegels

Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio.

Wenn man den „Dekamerone" mit Aufmerksamkeit lieset, so sieht man darin nicht bloß entschiedenes Talent, eine geübte und sichere Hand im einzelnen, sondern man wird auch Absicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verstand ersonnen und verständig ausgeführt. Wo sich solcher Verstand vereinigt zeigt mit der instinktmäßigen Gewalt über das Mechanische, die wohl schon allein, aber mit Unrecht Genie genannt wird, da und nur da kann die Erscheinung hervorgehen, die wir Kunst nennen und als einen Fremdling aus höheren Regionen verehren. – –

Boccaccio lebte zu der Zeit, da die alte Literatur in Italien wieder aufzuleben anfing, da die italienische Poesie in der höchsten und herrlichsten Blüte stand und da die Dichtungen und Erzählungen der Franzosen und Provenzalen im Original oder in Übersetzungen und Nachbildungen die Lieblingslektüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward geboren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neune nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in ein und demselben Jahre 1374 starb. Er lebte für seine Kunst, und schon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glück entgegenführen wollte. Seine äußeren Verhältnisse waren abwechselnd, oft ungünstig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmals zu wichtigen Gesandtschaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürsten seiner Zeit wie Petrarca war er nicht. Auch in der Liebe ist seine Eigentümlichkeit der sentimentalen Zartheit

des größten Sonettendichters entgegengesetzt; und doch kann man von ihm wohl mit ebendem Rechte sagen wie von jenem, daß er nur für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und schön, welches er mehrmals mit Wohlgefallen erwähnt, nicht aus unmännlicher Eitelkeit, sondern in Erinnerung, wie es scheint, an das viele Gute und Angenehme, was er dadurch erlangt. Eine starke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem festen Urteil über die Absicht, die Natur und den Wert der Geliebten. Doch hinderte ihn seine vielseitige Empfänglichkeit nicht, eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat und die wenigstens durch die feurige Kühnheit, die der Name andeutet, der seinigen entsprach, durch die er zuerst sich ihre Gunst erwarb. Ihr eigentlicher Name war Maria, sie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daselbst, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie teilte.

In Neapel lernte Boccaz sie kennen, und sichtbar ist der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigsten Liebe, auf seinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poesie zu entfalten. Alle seine Gedichte der frühern Zeit sind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlassung geschrieben; ihr, der er noch als Mann, schon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmal setzte. – – – –

Die „Vita di Dante“ empfiehlt sich außer den interessanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredsamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteristik ist sie zu beurteilen, sondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß sie als solche ihre Wirkung getan, wird am besten dadurch bewiesen, daß Boccaz nachher von der Repu-

blik angestellt wurde, Vorlesungen über das göttliche Werk zu halten.

Merkwürdig ist auch die allgemeine Ansicht der Poesie in dieser Schrift. Er hält sie für eine irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt sie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verständlicher und lieblicher sei als die eigentlich so genannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm, den man vermuten sollte, da er die Alten so weit doch schon kannte und da er den Dante vor sich hatte; sondern er belegt auch wohl mit diesem Namen den sinnbildlichen Vortrag bloß moralischer Lehren: aber dennoch bleibt es eine tüchtige fruchtbare Ansicht, unendlich reeller als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiste schal gewordenen Ausländern gekommen und von der sogenannten kritischen Philosophie zu einer Wissenschaft, genannt Ästhetik, gestempelt worden sind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darstellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden ist, und von Schönheit, wo der von der Gottheit so gut wie verloren scheint.

Noch habe ich von der „Fiammetta“ zu reden, dem herrlichen Denkmal, was Boccaz, wie ich oben sagte, auf dem Gipfel seiner geistigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte. Es ist eine in mehrere Bücher abgeteilte, soll ich sagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta selber spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden. Dies ist jedoch nur der Anfang, den größten Teil des Buchs nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Torheiten, zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen dennoch

wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt und endlich nah dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergibt. Es ist so gut wie keine äußere Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist groß und allgemein, es ist nur Liebe, nichts als Liebe. Alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer verborgener Glut. Verschmäht ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Elegie, die würdig wäre, zwischen den Besten des Altertums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht voraussetzen darf, daß jeder, der ein Urteil zu haben glaubt, über das Göttliche in der einfachen Komposition eines seinem Inhalte nach so äußerst subjektiven Werks mit mir übereinstimmen könne, so will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verstande lieset, es sogleich als das höchste und erste seines Urhebers anerkennen muß; von dem Stil. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz ist verschmäht, der aus dem Wechsel des Tons und der Farbe in der Sprache entsteht; und wenn Cervantes durch die Bildsamkeit seiner Prosa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechsel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote ist, zu machen versteht, bei der Größe des Stils, zu der er sich, sooft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert, als Boccaz gewöhnlich etwa im „Dekamerone" es vermag: so darf ich doch ohne Übertreibung sagen, daß sich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen modernen Künstler der Prosa, keine Masse derselben von dieser gleichartigen Hoheit und inneren

Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Übertreibung, daß das Vortrefflichste und Größte, was der „Dekamerone" aufzuweisen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit. O möchte doch das Göttliche nicht immer verkannt sein und vergessen, so würde es von diesem Gebilde der einfachsten, aber der höchsten Dichtkunst nicht eines literarischen Berichts bedürfen!

Von dem „Dekamerone" eine Beschreibung zu geben, würde überflüssig sein. Die Einfassung des Werks muß denen, die bisher nur dieses allein vom Boccaz kannten, nach dem, was ich von seinen übrigen berichtet habe, schon ungleich verständlicher sein, da wir die allmähliche Entstehung dieser eigentümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, fast geometrisch geordnete Darstellung seines geselligen Kreises mit einem Kranz von lieblichen Geschichten zu durchflechten, in mehreren Stufen nachweisen konnten. Die Charakteristik der Novellen müßte ins einzelne gehen, da ja jede Novelle ihren spezifisch verschiedenen Charakter, ihre eigene Signatur hat; ferner, da viele von bedeutenden Meistern umgebildet sind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des Boccaz verglichen werden, und diese mit ihren Quellen, die wir sehr oft nicht finden oder nicht haben können. Im ganzen scheint es die beste Methode, Novellen zu charakterisieren, wenn man sie erneuert, wo die Charakteristik zugleich den Beweis ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit mit sich führt. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geschichte einer einzigen Novelle von besonderer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beispiels wegen durch alle diese durchzuführen; welches aber hier, wo unsere Absicht auf einen einzelnen Meister beschränkt ist, nicht stattfinden kann. Weniger überflüssig dürfte es sein, einige Worte zur Charakte-

ristik der ganzen Gattung zu sagen, wodurch es uns wenigstens vielleicht gelingen wird, einiges Nachdenken darüber zu veranlassen.
Ich wähle dazu einen Weg, der sonderbar scheinen kann. Ich werde zuerst suchen, die Tendenz des Dichters, der mit Recht als der Vater und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zusammenzufassen, ob diese etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung gibt.
Man kann den Charakter eines Dichters im ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunstgeschichte gefunden hat, zu dem er gehört, das größere Ganze, von dem er selbst nur ein Glied ist. Man muß es mit solchen Konstruktionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunstgeschichte sind, ebenso lange versuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben sich durch mancherlei Bestätigungen versichern kann. Hat man nur den Geist der Kunst überhaupt, von der eine Geschichte gesucht wird, und fehlt es dabei nur nicht an Ernst und unermüdlichem Studium, so wird man sich über schlechten Erfolg in dem Versuch, die Entstehung des wirklich Gebildeten und die innere Organisation dieser Entstehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dies nur, um die Art von Einstimmung anzudeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.
Wenn es einleuchtet, daß Dante als Prophet und Priester der Natur und des katholischen Glaubens weit aus der Sphäre der übrigen italienischen Poesie herausgegangen sei, ganz inkommensurabel mit den andern großen Dichtern dieser Nation bleibe, so dürfen wir, wenn wir die Poesie derselben als ein Ganzes betrachten wollen – was ich hier nur postuliere, weil der Beweis, daß man sie so betrachten müsse, zu tief aus-

holen und zu weitläufig ausfallen dürfte – wir dürfen, sage ich, in die Konstruktion der italienischen Poesie jenen Großen nicht mit aufnehmen.

Aber auch Guarini ist freier von Nationalität wie irgendein anderer italienischer Dichter. Seine Tendenz geht weit ab von der ihrigen; er geht zuerst und zuletzt auf idealische Schönheit, auf Enthusiasmus für diese und auf die Fülle der Harmonie, nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darstellung und Virtuosität in dieser. Daher die klassische Würde und Anmut, die harmonische Bildung seiner Sprache und Form, wonach Tasso nur strebte. Was man auch für das Gegenteil sagen mag, er ist ohne Vorgänger gewesen und ohne Nachfolger geblieben, steht einzig und allein da in der italienischen Poesie.

Nicht so ist es mit dem Ariosto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das stärkste Gepräge jenes entschiedenen Nationalcharakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren sind einheimisch geworden und geblieben in der italienischen Poesie. Den größten Teil der Literatur derselben füllt die zahllose Schar der Nachfolger, die sie gefunden haben und von denen doch einige nicht unbedeutend sind, wenn auch nicht so bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Ariost, ja auch Petrarca gehabt hat. In diesen Vorgängern und den bessern Nachfolgern ist die Tendenz mehr oder weniger dieselbe wie bei dem Meister der Manier; nur die Stufe der Kunst ist verschieden.

Meine Ansicht ist also diese. Dante, so sehr er Italiener ist, liegt ganz außer den Grenzen ihrer Nationalpoesie. Auch Guarini ist eine Episode in ihr, deren Umkreis und Inhalt Petrarca, Boccaz und Ariosto bezeichnen.

Warum ich dem Tasso in dieser Konstruktion gar keine Stelle

gebe, davon will ich hier, wo ich nicht polemisieren möchte, die Ursache lieber durch Stillschweigen erraten lassen als sie ausführen und beweisen.
Was in der Darstellung des Petrarca, künstlerisch betrachtet, am stärksten auffällt, ist dieser überraschende, bewundernswürdige Grad von Objektivität bei einem so ganz subjektiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Materie, so scheint die Darstellung, in welcher die größte Künstlichkeit zu besitzen und zu zeigen gemeinschaftliche Tendenz jener italienischen Meister ist, auf dem Verhältnis des Objektiven und Subjektiven zu beruhen. Im Petrarca ist dieses bis zur Identität vereinigt. Ariosto neigt sich entschieden auf die Seite der Objektivität. Die subjektive Beschaffenheit oder Beziehung fast aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dies an sich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, also richtige Tendenz seiner Kunst war, das Subjektive mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu stellen oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, so wird es begreiflich, daß sie gerade in der „Fiammetta" in ihrem höchsten Glanze erscheint; und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit diesem Begriff von der Tendenz des Künstlers in Beziehung zu setzen, so werden wir einen Mittelpunkt und gemeinschaftlichen Gesichtspunkt für alle seine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur „Fiammetta" oder zur Novelle, oder als unwillkürliche Verbindungsversuche und zwischen beiden schwankende und schwebende Mittelglieder betrachten würde.
Ich behaupte, die Novelle ist sehr geeignet, eine subjektive Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigentümlichsten derselben indirekt und gleichsam sinnbildlich dar-

zustellen. Ich könnte mich auf Beispiele berufen und könnte fragen: Warum sind denn unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle schön sind, einige dennoch so entschieden schöner? Durch welchen Zauber erregen sie unser Innerstes und ergreifen es mit göttlicher Schönheit als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerste Tiefe seiner eigensten Eigentümlichkeit sichtbar unsichtbar durchschimmert, oder weil er wie im „Curioso impertinente“ Ansichten darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigentümlichkeit und Tiefe wegen entweder gar nicht oder nur so ausgesprochen werden konnten? Warum steht der „Romeo“ auf einer höhern Stufe als andere dramatisierte Novellen desselben Dichters, als weil er in jugendliche Begeisterung ergossen in ihm mehr als in jeder andern ein schönes Gefäß für diese fand, so daß er ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? – Auch bedarf es keiner Auseinandersetzung, um zu zeigen, daß diese indirekte Darstellung des Subjektiven für manche Fälle angemessener und schicklicher sein kann als die unmittelbare lyrische, ja daß gerade das Indirekte und Verhüllte in dieser Art der Mitteilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weise ist die Novelle selbst zu dieser indirekten und verborgenen Subjektivität vielleicht eben darum besonders geschickt, weil sie übrigens sich sehr zum Objektiven neigt, und wiewohl sie das Lokale und das Kostüm gerne mit Genauigkeit bestimmt, es dennoch gern im Allgemeinen hält, den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäß, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimat hat; weshalb sie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo Rittertum, Religion und Sitten den edlern Teil von Europa vereinigten.

Aber es läßt sich diese Eigenschaft der Novelle auch aus ihrem

ursprünglichen Charakter unmittelbar deduzieren. Es ist die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geschichte, so erzählt, wie man sie in Gesellschaft erzählen würde, eine Geschichte, die an und für sich schon einzeln interessieren können muß, ohne irgend auf den Zusammenhang der Nationen oder der Zeiten, oder auch auf die Fortschritte der Menschheit und das Verhältnis zur Bildung derselben zu sehen. Eine Geschichte also, die, streng genommen, nicht zur Geschichte gehört und die Anlage zur Ironie schon in der Geburtsstunde mit auf die Welt bringt. Da sie interessieren soll, so muß sie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder lieb sein zu können verspricht. Die Kunst des Erzählens darf nur etwas höher steigen, so wird der Erzähler sie entweder dadurch zu zeigen suchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die, genau genommen, auch nicht einmal eine Anekdote wäre, täuschend zu unterhalten und das, was im Ganzen ein Nichts ist, dennoch durch die Fülle seiner Kunst so reichlich zu schmücken weiß, daß wir uns willig täuschen, ja wohl gar ernstlich dafür interessieren lassen. Manche Novellen im „Dekamerone", die bloß Späße und Einfälle sind, besonders in dem letzten provinziell-florentinischen Teile desselben, gehören zu dieser Gattung, deren schönste und geistreichste der „Licenciado Vidriera" von Cervantes sein dürfte. Aber da man es selbst in der besten feinen Gesellschaft mit dem, was erzählt wird, wenn nur die Art anständig, fein und bedeutend ist, nicht eben so genau zu nehmen pflegt, so liegt der Keim zu diesem Auswuchs schon in dem Ursprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, so reizend es auch als einzelne Laune des Künstlers sein mag, denn diese würde, wenn sie förmlich konstituiert und häufig wiederholt würde, eben dadurch ihren

eigentümlichen Reiz verlieren müssen. Der andere Weg, der sich dem künstlicheren Erzähler, dem vielleicht schon die ersten Blüten vorweggenommen sind, zeigt, ist der, daß er auch bekannte Geschichten durch die Art, wie er sie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln scheine. Es werden sich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objektiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Interessantes haben. Was anders soll die Auswahl aus der Menge bestimmen als die subjektive Aneignung, die sich allemal auf einen mehr oder minder vollkommenen Ausdruck einer eigenen Ansicht, eines eigenen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geschichten ohne innern, weder historischen noch mythischen Zusammenhang würden wir wohl lange mit Interesse zuhören, wenn wir uns nicht für ihn selbst zu interessieren anfingen? Man isoliere diese natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchste Kraft und Ausbildung, und so entsteht jene obenerwähnte Art derselben, die ich die allegorische nennen möchte und die wenigstens, mag man sie so oder anders bezeichnen wollen, sich immer als der Gipfel und die eigentliche Blüte der ganzen Gattung bewähren wird.

Da die Poesie bei den Neuern anfangs nur wild wachsen konnte, weil die ursprüngliche und natürlichste Quelle derselben, die Natur und der Enthusiasmus für die unmittelbare Idee derselben in der Anschauung göttlicher Wirksamkeit, entweder gewaltsam verschlossen war oder doch nur sparsam sich ergoß: so mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeschichten für alle, und der Legende, die Heiligengeschichten für das Volk sang oder erzählte, auch die Novelle in der modernen Poesie notwendigerweise entstehen mit und für die feine Gesellschaft der edlern Stände.

Da die Novelle ursprünglich Geschichte ist, wenn auch keine politische oder Kulturgeschichte, und wenn sie es nicht ist, dieses nur als erlaubte, vielleicht notwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angesehen werden muß: so ist auch die historische Behandlung derselben in Prosa mit dem Stil eines Boccaz die ursprünglichste; welches gar nicht gegen die mögliche Dramatisierung vielleicht aller Novellen streiten soll; aber doch demjenigen, der der Gegenstand dieses Versuchs war, den Ruhm vindizieren kann, als Vater und Meister der Gattung zu gelten.

In diesem Bändchen sind diejenigen Novellen Boccaccios enthalten, die zu deutschen Volksbüchern geworden oder sonstwie in die deutsche Literatur hinübergewirkt haben. Die „Geschichte von der Feder des Engels Gabriel" – bei Hans Sachs u. a. nachgebildet – war es, der Boccaccio seinen Platz auf dem Index zu verdanken hatte. Auffällig ist, wie wenig Spuren wir von dem größten Novellisten Italiens in den ästhetischen und historischen Schriften unserer klassischen Literatur antreffen; Friedrich Schlegels Aufsatz, den wir, um Inhaltsangaben der unbekannteren Werke Boccaccios verkürzt, abdrucken, ist ziemlich allein geblieben. Von den Holzschnitten entstammen die beiden größeren (auf dem Titelblatt und auf Seite 7) dem undatierten Florentiner Druck „Lanouella di Gualtieri Marchese di Saluzo e Griselda figluola di Giannucholo", die übrigen der venezianischen Folioausgabe des „Dekamerone" von 1492, die von den Brüdern Giovanni und Gregorio de Gregorii hergestellt worden ist. – Die Übertragung der fünf Novellen ist von Albert Wesselski.

Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig

Bücher aus dem Insel-Verlag

Giovanni di Boccaccio: Das Dekameron. Übertragen von Albert Wesselski. Jubiläumsausgabe zum 600 jährigen Geburtstag Boccaccios. Mit den Holzschnitten der Ausgabe Venedig 1492. 825 numerierte Exemplare auf handgeschöpftem Papier. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Halbpergament M. 40.–; in Rindleder (Handarbeit) M. 75.–.

Giovanni di Boccaccio: Das Dekameron. Vollständige Ausgabe, übertragen von Albert Wesselski. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Vierte Auflage (11. bis 20. Tausend). Zwei Ausgaben: a) Zwei Bände in Halbpergament M. 10.–; b) Drei Bände in Leder M. 14.–.

Giovanni di Boccaccio: Das Leben Dantes. Übertragen von Otto Freiherrn von Taube. Titel, Initialen und Einbandzeichnung von F. H. Ehmcke. 800 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 8.–; in Leder M. 15.–.

Giovanni di Boccaccio: Die liebende Fiametta. Roman. Vollständige Ausgabe, nach der Übersetzung von Sophie Brentano bearbeitet von K. Berg. Titel und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 3.50; in Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.–.

Francesco Petrarca: Sonette und Kanzonen. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Bettina Jacobson. Zweite Auflage. Mit dem Porträt des Dichters. In Pappband M. 4.–; in Pergament M. 6.–.

Altitaliänische Novellen. Zwei Bände. Ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Mit venezianischen Titelholzschnitten, Initialen und Zierstücken aus dem 14. Jahrhundert. Zweite Auflage. In Pappbänden M. 8.–; in Leder M. 12.–.

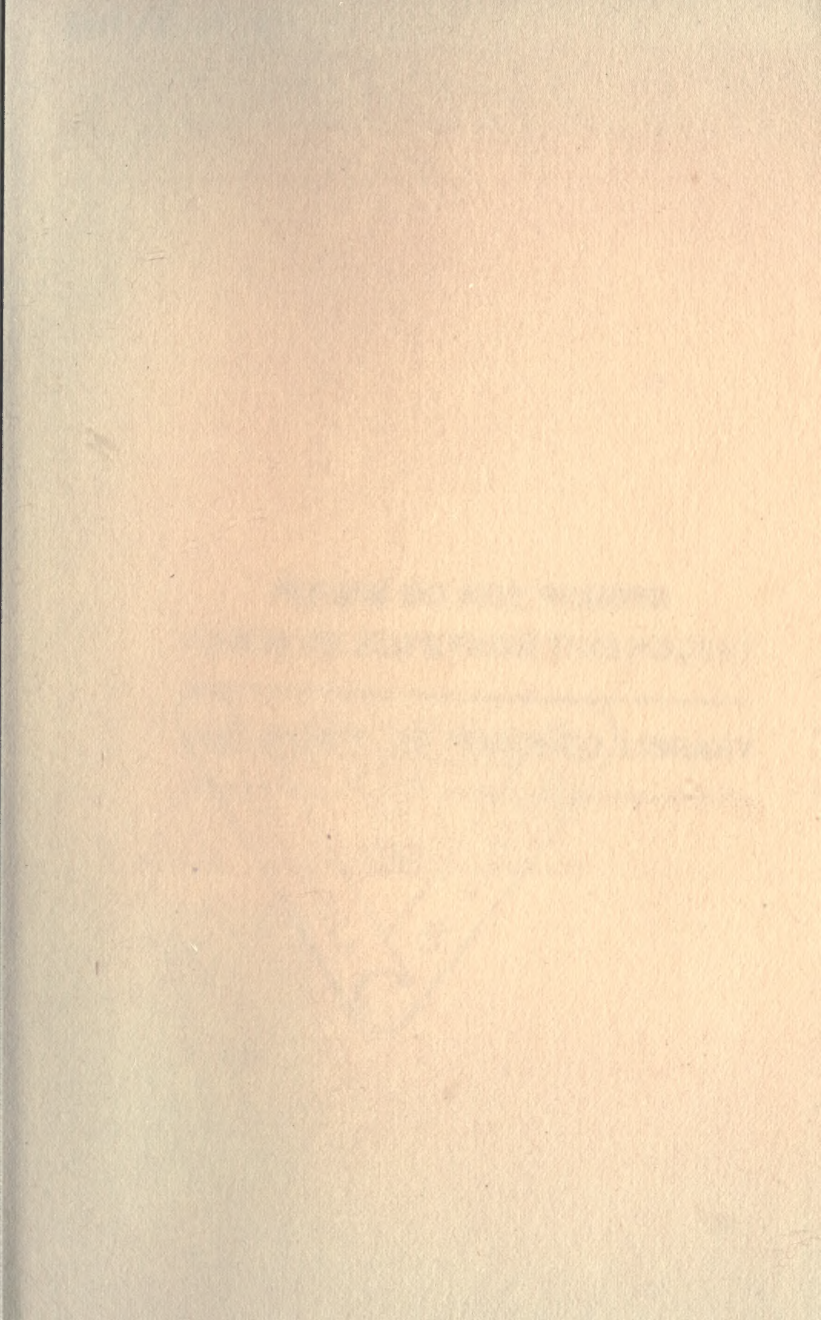
Äneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II.): **Euryalus und Lukrezia.** Ein Roman. Aus dem Lateinischen übertragen von Konrad Falke. Geheftet M. 5.–; in Halbpergament M. 7.–.

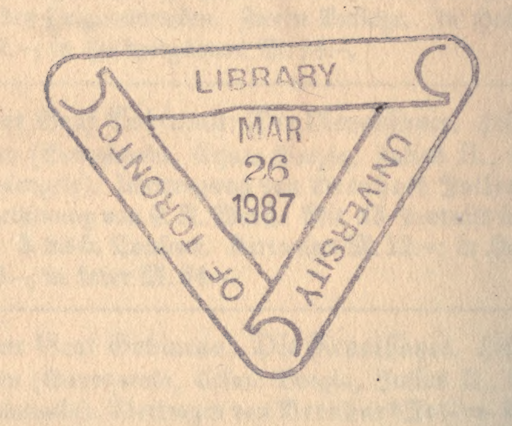
Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 verschiedenen Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Pappband M. 3.–; in Leder M. 8.–.

Hans Sachsens ausgewählte Werke (Gedichte und Dramen). Zwei Bände. Mit Reproduktionen von 60 zu den Gedichten gehörigen Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 12.–; in Halbpergament M. 14.–.

Arthur Graf Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo). Übertragung von Bernhard Jolles. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. Mit 23 Porträts in Lichtdruck. 3. bis 5. Tausend. Kartoniert M. 12.–; in Halbleder M. 16.–, in Leder M. 34.–.

Arthur Graf Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo). Übertragen von Bernhard Jolles. Volksausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Gebunden M. 4.–.




LIBRARY
MAR
26
1987
UNIVERSITY
OF TORONTO

